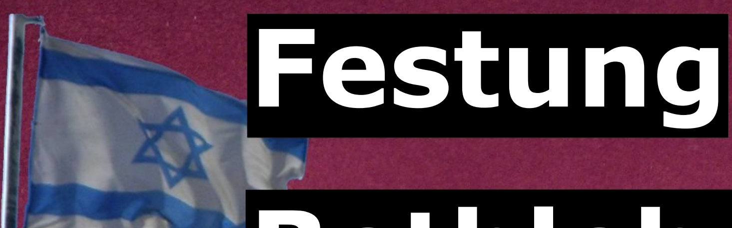


Festung Bethlehem

Kains Kinder und ihre Mauern

Stefan Walfort



Bei der folgenden Lektüre handelt es sich um eine ausschließlich fiktive Erzählung. Ähnlichkeiten zu lebenden oder verstorbenen Personen können nur Zufall sein.

PandorasBüchse.de

Über den Autor

Stefan Walfort-Beckmann, 1982 im westfälischen Bocholt geboren und wohnhaft in Rhede, arbeitet in der stationären Altenpflege. Derzeit besucht er außerdem das Abendgymnasium in Bocholt.



Foto: Privat



Foto: Privat

Für Sabrina, die mich mit einem wundervollen Land vertraut und damit manche Mauer in meinem Kopf eingerissen hat.

Inhalt

Auch du wandelst auf den Pfaden des ersten Mörders der Welt. Du siehst die Mauern, die deine Brüder errichten, doch die Mauer in deinem Kopf, die dich zum Hass verleitet, siehst du nicht. Zerstöre zunächst **diese** Mauer, bevor du die Mauern deiner Brüder anprangerst.

1. Geschwisterliebe

»Na warte, du miese Made. Beim nächsten Mal erschieße ich dich!« Schon wieder riss ihn dieser Kerl, der sich als sein jüngerer Bruder ausgab, aus dem Tiefschlaf, indem er die Musik – oder das, was er dafür hielt – auf volle Lautstärke aufdrehte.

»Nun steh halt auf. Es ist gleich sechs Uhr. In einer Stunde musst du los«, drängelte *Ismahel* unnachgiebig.

Neuerdings ließ der sich die Haare wachsen, kleidete sich in Schwarz bis auf die Unterhose und hörte diesen Unfug von *Orphaned Land* – einer so genannten Black Metal Band, die sich aus palästinensischen und israelischen Mitgliedern zusammensetzte. Gut, dass er noch zu jung war, wählen zu dürfen. Ansonsten hätte er sicherlich die Kommunisten unterstützt. Durch seine weltfremden Träumereien fühlte sich *Ephraim* permanent provoziert. In dessen Augen zog er das Andenken an ihren Vater systematisch in den Schmutz. Selbst den Tempelberg mitsamt der heiligen Westmauer wollte *Ismahel* ohne mit der Wimper zu zucken den Moslems überlassen. Normalerweise sollten Verräter gnadenlos bestraft werden. Warum, um alles in der Welt, war er, der unerbittlich und unter stetem Einsatz seines

Lebens für den Willen Gottes eintrat, dazu verurteilt worden, mit so jemandem unter einem Dach zu hausen? Hätte er Vater nicht bei der letzten Begegnung geschworen, auf *Ismahel* aufzupassen, er hätte ihn längst sechs Fuß tiefer gelegt. In Gedanken streichelte er zärtlich den Abzug seines Maschinengewehrs. Exzellente Wertarbeit aus Deutschland – präzise abgefeuert genügte eine einzige Kugel, um das Lebenslicht eines dieser Terroristen auszulöschen.

Er erinnerte sich, als sei es erst gestern gewesen: Mit allerletzter Kraft und einer Kugel der palästinensischen *AL Aqsa Brigaden* in der Hüfte hatte sich Vater nach Hause in die Arme der Mutter geschleppt. Welch Schmerz hatte sie ertragen müssen?

Seit jenem Tag sprach sie kaum noch ein Wort, weder zu Fremden noch zu den eigenen Kindern. Stumm knallte sie ihnen die lieblos zubereiteten Mahlzeiten auf den Tisch – vorausgesetzt, sie hatte überhaupt etwas gekocht –, wonach sie sich sofort wieder in den abgewetzten Ledersessel sacken ließ, um den Fernseher anzustarren. Ob sie überhaupt registrierte, welch beinharten Bockmist man ihr als Unterhaltung präsentierte? Keiner der beiden wagte zu fragen. In die Synagoge ging sie auch nicht mehr, nicht einmal am Schabbat. Ihr ausschweifender Alkoholgenuss war häufig genug Anlass für endlose Diskussionen, die sich immer wieder als kontraproduktiv herauskristallisierten, da sie felsenfest davon überzeugt war, sie könne den beiden weis-

machen, sie sei überaus glücklich, und es bestehe keinerlei Grund zur Sorge. Irgendwann stellte sie sich trotzig wie ein kleines Kind: Kein Wort verließ mehr ihren Mund – so lange, bis man ihr hoch und heilig versprach, das Thema nie wieder anzusprechen.

Ismahel war damals noch sehr klein gewesen. Monatelang hatte er geweint, kaum eine Nacht durchgeschlafen und immer wieder wartend am Fenster gestanden. Er wollte einfach nicht begreifen, dass Vater von dem Ort, an dem er sich jetzt aufhielt, nicht wieder zurückkehrte.

Die zurückliegenden Jahre verbrachte *Ephraim* damit, Vaters letzten Willen – so gut er konnte – zu erfüllen: Jeden Wunsch las er von den Lippen seines Bruders ab; für keine noch so schwere Arbeit war er sich zu schade gewesen, damit er genügend Geld nach Hause trug, mit dem er die hungrigen Mäuler stopfte. Dankbarkeit konnte er weder von seiner Mutter noch von *Ismahel* erwarten. Mittlerweile erwies sich dieser als penetranter Störenfried. War er nicht bald alt genug, für sich alleine zu sorgen? Konnte man ihn nicht einfach vor die Tür setzen?

»Jetzt steh endlich auf!«, quäkte es *Ephraim* in die Ohren, bevor er nur den Hauch einer Chance gehabt hätte, erneut ins Land der Träume zu reisen.

2. Am Checkpoint

Noch drei Kilometer bis nach Bethlehem. Die würde er gewiss noch überstehen, egal, wie erschöpft er war. Hoffentlich konnte er dort ein Paar neue Schuhe erwerben; die alten Sandalen gaben in naher Zukunft ihren Geist auf. Die staubige Zunge fuhr immer wieder über die spröden, rissigen Lippen. Wie ärgerlich, dass sein Getränkevorrat bereits restlos erschöpft war; doch sich darüber aufzuregen, half jetzt auch nicht weiter und kostete nur wertvolle Energie. Ob es leicht würde, eine Unterkunft für die nächsten Tage zu finden?

Der rechte Backenzahn begann schon wieder zu zwicken. Scheinbar ließ die Wirkung der Betäubung nach. Es war seine allererste Wurzelbehandlung gewesen. Die Schmerzen, die ihm der Zahnarzt zugefügt hatte, trübten die Freude darüber, problemlos behandelt worden zu sein, obwohl er keine Krankenversicherungskarte besaß.

Zur linken Seite säumte nun schon seit einigen Kilometern ein geschmacklos anmutender, grauer Betonwall den Weg. Eine Schande, das prachtvolle Naturschauspiel so zu verschandeln. Dem interessierten Beobachter bot sich ein gigantisches Panorama: Bis fern zum Horizont schlängelte sich eine kunstvoll geschmiedete Felslandschaft. Zweifellos handelte es sich um das Werk einer übermächtigen Instanz.

Nach einer Weile ertappte er sich dabei, wie er kostbare Zeit damit vertrödelte, diverse Figuren und Symbole in die vielen Furchen hinein zu fantasieren. Gleichzeitig ärgerte es ihn, dass er den ewigen Geißeln der Menschheit auf den Leim ging: Nie zuvor ließ er sich hetzen. Neben dem Geld stellte die Zeit heute die bedeutendste Ursache, durch die sich Menschen in nie gekanntem Ausmaß tyrannisieren ließen, dar. Ob er sich je daran gewöhnte, die Leute ohne Unterlass dem flüchtigen Geld hinterher hechten zu sehen, wobei sie andauernd manisch auf Uhren glotzten? Allerdings hatte er in einer dieser angesagten Illustrierten gelesen, der Ausprägungsgrad derartiger Marotten variiere je nach regionaler Mentalität. Hierzulande hielt sich der eigenhändig gezüchtete Stress noch in erträglichen Grenzen. Angeblich gab es aber Länder, in denen Menschen auf der Jagd nach goldenen Kälbern nahezu alles in Kauf nahmen, sogar schwerste psychische und physische Erkrankungen. Dorthin wollte er nie reisen, mal abgesehen davon, dass er sich das ohnehin nicht leisten konnte. Wie die Menschen dort wohl aussehen mochten? Bestimmt waren sie spindeldürr, weil sie doch stetig rannten. Doch wie er die Menschheit einschätzte, erklärte sie so etwas sicherlich kurzerhand zum Schönheitsideal; so hätte sie direkt zwei Fliegen mit der selben Klappe erledigt: Sie bräuchte sich nicht näher mit ernsthafter Reflexion der zugrunde liegenden Lebensphilosophien beschäftigen und hätte gleichzeitig eine neue Marktlücke auserkoren; hatte er doch beobachtet, dass dieser ominöse Markt eine

geradezu phänomenale Ausstrahlung auf viele Menschen ausübte.

Vollkommen unerwartet stand er plötzlich vor einer Art Grenzübergang. Zwei Soldaten stolzierten eiligen Schrittes auf ihn zu. Im Hintergrund unterhielten sich einige ebenfalls uniformierte Personen, denen je ein Maschinengewehr über die Schulter baumelte. Lässig lehnten sich zwei von ihnen an ihren Zigaretten saugend gegen einen Panzer. Die Mündung des Rohres, das sich höchstwahrscheinlich zum Abschuss irgendeiner Munition eignete, zielte genau in seine Richtung. Die beiden kamen immer näher. Es handelte sich um junge Männer. Schätzungsweise waren sie nicht älter als fünfundzwanzig. Auch wenn sie ausgelassen miteinander scherzten, fühlte er sich nicht weniger unbehaglich. Misstrauisch beäugten sie ihn von Kopf bis Fuß:

»Guten Morgen. Sie möchten nach Bethlehem?« Die Stimme klang feindselig. Dennoch nahm er sich vor, einen kühlen Kopf zu bewahren und alles zu vermeiden, was die Situation unnötig eskalieren konnte. Bestimmt würden sie nicht gleich auf ihn schießen, versuchte er sich zu beruhigen.

»Ja richtig«, bemühte er sich, freundlich zu bleiben. »Lassen Sie mich vorbei?«

»Moment. So einfach geht das nicht. Händigen Sie uns mal erst Ihre Papiere aus. Haben Sie ein Visum?«

Die Mundwinkel des Kollegen formten sich zu einem überlegenen Grinsen. Wollte man ihn auf den Arm nehmen?

»Wozu benötige ich denn ein Visum? Ich möchte doch nur ...«

»Ohne Visum möchten Sie gar nichts«, wurde er barsch unterbrochen. »Besitzen Sie wenigstens einen Ausweis?«

Mit zittrigen Händen griff er nach der Geburtsurkunde, die er im Rucksack verstaute. Während sich ein flaues Gefühl in der Magengegend ausbreitete, zog er das uralte Dokument zögerlich, darauf bedacht, es nicht zerbröseln zu lassen, aus einer Klarsichtfolie heraus. Ob sie ihn damit passieren ließen?

»Was bitteschön soll das sein?« Sein Gegenüber starrte ihn an, als hätte es rosa Elefanten erspäht. Mit einer ähnlichen Reaktion hatte er gerechnet.

»Hören Sie, ich habe nur dieses Dokument. Ich bin auf der Suche nach ...« Dieses Mal unterbrach ihn das schallende Gelächter des Soldaten, der bislang doch nur einen flüchtigen Blick auf das Exemplar geworfen hatte.

»Kommt mal schnell. Beeilt euch!«, rief er den Kollegen zu, die sogleich herbei stürmten und ihre Waffen auf den scheinbar sehr sonderbar wirkenden Mann richteten, als galt es, einen gefährlichen Terroristen in Schach zu halten. Als er sich von insgesamt sieben Soldaten und Soldatinnen umringt sah, las einer von ihnen laut aus

seiner Geburtsurkunde vor:

»*Jesus Christus* ...« Allein die zwei Worte reichten völlig aus, die Menge johlend zu Boden zu werfen. Keinen hielt es noch auf den Beinen.

Für ihn war das nicht neu. Wie oft schon hatte man ihn verspottet?

»Geschlecht: männlich, geboren in Bethlehem«, fuhr der Grenzschützer wiehernd fort, wobei er mühevoll mit den Tränen kämpfte sowie damit, vor Lachen nicht zu ersticken. »Eltern: *Joseph* und *Maria*, verstorben, konfessionslos.«

»Und? Hat unser *Westentaschenjesus* ein paar flotte Zaubertricks parat, die ihm aus der Bredouille helfen?«, feixte jemand aus der illustren Runde, derweil *Jesus* die Hände auf den Rücken gebogen und mit Kabelbindern zugeschnürt wurden. Geschwind fräste sich das scharfe Hartplastik in die Haut. Er spürte, wie Blut in die Handflächen sickerte. Oder bildete er sich das bloß ein?

Beißender Gestank von Essig zog ihm in die Nase, als er sich daran erinnerte, wie ihn die Römer damals in Golgatha ans Kreuz genagelt hatten. Als »König der Juden« hatten sie ihn tituliert; jedoch war es niemals sein Bestreben gewesen, wie ein König über andere zu herrschen. Irgendwer hatte ihm mit diesem ekelhaften, in Essig getränkten Schwamm vor der Nase herum gewedelt. Auch jetzt musste er sich wieder am Riemen reißen, damit er die Fassung

behielt. *Wie leicht wäre es gewesen, vom Kreuz hinunter zu hüpfen und der gesamten Gemeinde die Nasen zu brechen. Dazu hätte er nicht übel Lust gehabt, denn jeder von ihnen wusste sehr wohl, was er tat. Nur war ihm bewusst gewesen, wie sehr er damit seinen Auftrag konterkariert hätte. Schließlich wollte er Frieden statt des Schwertes in die Welt tragen.*

»Was schätzen Sie, wie oft wir es mit Fällen wie diesem zu tun haben und was die für lustige Geschichten zu erzählen pflegen?«, blaffte man ihn an. Dadurch wachte er aus seinem unschönen Tagtraum auf.

»Manche reiten sogar auf weißen Eseln durch die Gegend und erwarten, dass man vor ihnen mit Palmzweigen ausgestattet auf die Knie fällt.«

»Hosanna, Hosanna, Hosanna in der Höhe«, äffte eine der jungen Soldatinnen die Menge nach, die ihm damals zugejubelt hatte, als er nach Jerusalem gereist war. Schon immer stieß ihm dieser Personenkult bitter auf. Insofern musste er selbst ein wenig über die gelungene Parodie, die ihm die Dame gerade präsentierte, schmunzeln.

»Wir nennen es das Jerusalem-Syndrom. Es gibt hier erstklassige Fachkliniken. Die Ärzte dort kennen sich ausgezeichnet aus. Glauben Sie mir.«

Auch wenn er nicht gerade mit Samthandschuhen angefasst wurde, brauchte es keine Gewalt, ihn in ein klappriges Vehikel zu verfrachten, mit dem er geradewegs in eine dieser

Anstalten katapultiert werden sollte. Wie er einem modernen Ratgeber für Positives Denken entnommen hatte, zwang er sich, jeder noch so ärgerlichen Situation etwas Gutes abzugewinnen: So musste er sich wenigstens keine Sorgen mehr machen, was die Organisation einer Bleibe für die nächsten Tage anbelangte. Ob das Essen einigermaßen bekömmlich sein würde? Sein Magen knurrte.

3. Kontraste

Die Ohrfeige saß. *Ephraim* schäumte vor Wut. Gnadenlos prügelte er auf seinen Bruder ein:

»Was denkst du dir eigentlich dabei?«

Beide rangen nach Luft.

»Ich, Ich ...« Doch ehe *Ismahel* nur ansatzweise eine Chance gehabt hätte, einen Rechtfertigungsversuch zu formulieren, knallte es erneut. Diesmal litt die andere Wange. Stein des Anstoßes war die neue Tätowierung auf dem Unterarm des Siebzehnjährigen: Eine schneeweiße Taube trug einen Olivenzweig über Stacheldraht hinweg zu einer israelischen und einer palästinensischen Nationalflagge, die miteinander verschmolzen. Insgesamt umfasste das Kunstwerk etwa die Größe eines Handtellers.

»Jetzt komm mal erst rein«, lallte die Mutter, die, durch den Lärm aufgeschreckt, mit einem schlabbrigen Bademantel bekleidet, in die Diele getorkelt kam. Selbst für einen Blinden war nicht

zu übersehen, wie betrunken sie in Erscheinung trat. Nachdem er sich vom Boden aufgerappelt hatte, begann *Ephraim*, sie zu schütteln.

»Sag mal, merkst du überhaupt noch irgendetwas?«, machte er sie nun zum Opfer seiner Attacken. »Hast du so was schon gesehen?« Unsanft schleifte er *Ismahel* an den Haaren über den Boden, bis er mit dessen Arm unter ihrer Nase herum fuchteln konnte. Mit auffordernder Miene versuchte er, sie zu einer empörten Reaktion zu drängen. Entgegen aller Erwartungen drehte sie sich läppisch mit den Schultern zuckend um und verschwand wieder im Wohnzimmer, von wo aus irgendeine TV-Werbung durch die Wohnung dröhnte.

»Von deiner elenden Sauferei hab ich die Nase gestrichen voll. Es steht mir bis hier!«, brüllte ihr der aufgebrachte Sohn hinterher. Dabei wies er sie mit einer Handbewegung am Hals darauf hin, bis wo »es ihm stand«, aber das registrierte sie schon längst nicht mehr.

Mutig versuchte *Ismahel*, dessen Lippe durch die Auseinandersetzung stark blutete, ihn zu besänftigen:

»Du könntest dich ruhig wieder abregen.«

»Abregen?«, fragte sein Bruder ungläubig und verlieh wutschnaubend seiner Empörung Nachdruck:

»Du hältst dich wohl für besonders gescheit? Glaubst du tatsächlich, du bist moralisch über-

legen? Mach nur so weiter.«

Der drohende Unterton jagte *Ismahel* eine Heidenangst bis tief in die Knochen. Sein Bestreben, den Älteren zur Vernunft zu bringen, entpuppte sich als aussichtsloser Kampf. Mit jeder Silbe redete der sich tiefer in Rage.

»Wann wachst du endlich auf? Leute wie du gehören zu einer aussterbenden Gattung«, lautete seine Reaktion auf die Frage, ob er davon überzeugt sei, dass der Vater seinen Hang zur Militanz billigte, würde er noch leben.

Ephraim packte *Ismahel* an den Schultern und presste ihn fest gegen die Wand.

»Über Vater weißt du überhaupt nichts«, zischte er furchterregend. »Er hat sein Leben gegeben. Für uns und für das Land, das Gott uns versprochen hat. Und **du**?« Immer wieder stockte ihm der Atem vor Wut und vor Erschöpfung. »Was hast **du** bisher für unser Land getan?«

»Eines Tages wirst du so enden wie er.«

Geschickt überhörte Ephraim den Affront. Es lag ihm fern, sich ernsthaft mit der vollkommen absurden Aussicht zu beschäftigen, er selbst könne als Opfer einer Kampfhandlung sterben. Wenn jemand Opfer würde, dann waren es seine Feinde oder diejenigen, die er für solche hielt.

»Du bist eine Schande für das Land. Wie die Made im Speck lebst du auf meine Kosten und meinst, du könntest es dir erlauben, jeden zu verhöhnen, der bereit ist, für seine Ideale einzu-

stehen. Warte mal ab, bis du selbst einberufen wirst.«

»Nie im Leben werde ich eine Waffe anrühren. Lieber gehe ich in den Knast; darauf kannst du Gift nehmen.«

Ob *Ismahel* seine großspurige Ankündigung realistisch einschätzte? Jedenfalls erntete er nur hämisches Gelächter.

»Woher hast du überhaupt die Kohle für die bescheuerte Tätowierung? Oder willst du mir allen Ernstes erzählen, du hättest sie geschenkt bekommen?« Gespannt erwartete *Ephraim*, was sich sein faules Geschwisterlein aus den Fingern saugte, war doch bis dato Arbeit ein Fremdwort für ihn gewesen. Ob er das Geld geklaut hatte? Zuzutrauen war ihm alles.

»Wir haben am Wochenende einen Bandcontest in Tel Aviv gewonnen. Es gab 2500 Schekel* als Preisgeld.«

Egal, was *Ismahel* erwiderte, nichts konnte er *Ephraim* recht machen.

»Du und dein blödes Gedudel!«, fauchte der dem Jüngeren entgegen, wodurch einige Tropfen Speichel auf dessen Nasenspitze landeten. »Satansmusik ist das und nichts anderes. Wann warst du überhaupt zuletzt in der Synagoge?«

---

*Schekel: Israelische Landeswährung; fünf Schekel entsprechen zirka einem Euro.

»Du hast ja keinen blassen Schimmer«, musste sich jetzt auch *Ismahel* im Zaum halten. »Wir machen Musik für den Frieden. Und zwar für einen Frieden ***mit*** den Palästinensern.«

»Jetzt reicht's. Von nun an machst du gar keine Musik mehr.« Hysterisch rannte Ephraim ins Schlafzimmer der beiden, schnappte nach der Gitarre und schleuderte sie mit voller Wucht gegen die Wand. Dies wiederholte er so oft, bis er sich vergewisserte, dass sie nie wieder einen Ton von sich gab.

Hilf- und fassungslos suchte *Ismahel* mit den Tränen kämpfend Halt am Türrahmen.

»So, jetzt hat es sich ein für allemal ausgedudelt«, verkündete *Ephraim* triumphierend. »Vielleicht kommst du mal auf die Idee, dich um eine sinnvolle Tätigkeit zu bemühen. Etwas, womit du zu deinem Lebensunterhalt beitragen kannst. Ich bin es nämlich leid, dich faules Stück mit durchzufüttern.«

Auf dem Absatz drehte sich *Ismahel* um und kratzte die Kurve. Die ständigen Demütigungen ertrug er keine Sekunde länger. Unterdessen schlenderte *Ephraim*, der sich langsam zu erholen begann, ins Wohnzimmer, wo seine Mutter bequem im Sessel herumlungerte.

»Und? Was hat heute den Anlass geboten, dir wieder die Flasche an den Hals zu setzen?«, wusste er zu provozieren.

»Du und deine ewigen Vorhaltungen«, klagte

sie ihn an. »Vielleicht würde ich viel weniger trinken, wenn du nicht permanent an allem und jedem deinen Dampf ablassen würdest.«

»Das glaubst du doch selbst nicht!« In Windeseile war er wieder auf hundertachtzig. »Jetzt soll ich auch noch schuld sein, dass du dir jeden Tag die Kante gibst?«

»Was hatte der Streit mit deinem Bruder denn wieder zu bedeuten? Musst du immer so aus der Haut fahren? Immerhin bist du schon älter und solltest dich entsprechend klüger verhalten.«

»Ach ja? Bereits morgens um sieben Uhr Likör zu saufen – nennst du das klug?«

Eine Antwort blieb aus.

»Außerdem kannst du ruhig aufhören, den kleinen Bastard in Schutz zu nehmen. Glaubst du, er wird dir dafür dankbar um den Hals fallen?«

Ephraim floh in die Küche, wo er sich am Kühlschrank zu schaffen machte. »Einen Scheißdreck wird er«, beendete er die leidvolle Diskussion; war doch abzusehen, dass sie sich ohnehin nicht auf einen gemeinsamen Nenner verständigten.

Allmählich wurde es Zeit, etwas Essbares zu sich zu nehmen. Während er sein Butterbrot mampfte, schaute er aus dem Fenster hinaus auf die uralten Olivenbäume, die schon etliche Jahrhunderte voller Freude und voller Elend überdauert hatten. Er musste an den jungen Mann denken, den sie am Nachmittag festgenom-

men hatten und der sich – wie so viele schon zuvor – eingebildet hatte, Jesus Christus zu sein. Wie konnte man nur so am Rad drehen? Je intensiver er darüber sinnierte, desto weniger Verständnis brachte er auf.

4. Eingelocht

»Haben Sie sich die Narben an den Händen und Füßen selbs0t zugefügt?«

Jesus gegenüber saß *Dr. Distelmann*, wie jeder unschwer vom Namensschild, das am viel zu großen weißen Kittel prangte, ablesen konnte. Zwei Nummern kleiner hätten vermutlich auch gereicht. Irgendwie schien das hagere Männchen darin verloren zu gehen. Über der Hornbrille runzelte sich skeptisch die Stirn, so, als wollte er sogleich klarstellen, dass er ohnehin jede Antwort in Zweifel zog. Während er genüsslich am Kaffee nippte, verschwendete er keinen einzigen Gedanken daran, seinem Patienten ebenfalls etwas anzubieten. Wie lange hatte dieser nichts mehr getrunken? Es musste eine Ewigkeit her sein. Mittlerweile wurde *Jesus* alle paar Minuten schwarz vor Augen. Diesem merkwürdigen Mediziner traute er nicht über den Weg. Vorerst informierte er ihn lieber nicht über seine Absichten. Stattdessen plante er, einfach alles zu tun, was von ihm verlangt würde, und zu bestätigen, was man von ihm hören wollte. Die meisten Menschen mochten es nur allzu gerne, wenn man ihnen ein wenig Honig um den Mund

schmierte.

Der Doktor reichte ihm eine Dose über den Schreibtisch, der für die professionelle Distanz zwischen Arzt und Patient sorgte. Sie enthielt eine grünlich schimmernde Tablette. Dazu bekam er etwas Mineralwasser eingeschenkt. Was bedeutete denn das?

»Das ist nur Risperidon. Es sorgt dafür, dass sich Ihre Wahnvorstellungen verflüchtigen.«

Welche Wahnvorstellungen? Eigentlich fühlte er sich ziemlich gesund und wähnte sich so rein gar nicht fernab der Realität oder dergleichen. Alles in ihm sträubte sich dagegen, das unheimliche Ding zu schlucken.

»Ohne Medikamente macht die gesamte Therapie keinen Sinn«, forderte *Distelmann* forsch zur Einnahme auf.

Ob er wollte oder nicht – *Jesus* musste in den sauren Apfel beißen, wenn er jemals wieder in die geliebte Freiheit entlassen werden wollte, so war er sich sicher. Geschwind verschwand das Tablettchen im Rachen. Es brachte ihn schon nicht um. Ob es auch gegen Zahnschmerzen half? Noch immer kroch hin und wieder ein stechender Schmerz die Wange hinauf.

Dr. Distelmann nickte anerkennend, war er doch sensibel genug, genau zu spüren, wie viel Überwindung er dem Neuzugang abgerungen hatte. Etwas erstaunte es ihn allerdings doch, wie leicht es gewesen war, dessen Willen zu brechen.

Es konnte sich um keinen besonders schwierigen Fall handeln. Manch einer verweigerte tagelang hartnäckig jede Form der Kooperation, führte sich verbal ausfallend oder gar gewalttätig auf.

Mit derlei Ausbrüchen rechnete er hier weiterhin nicht. Vielleicht drei, maximal fünf Tage, dann konnte sicherlich die Entlassung erfolgen. Eigentlich schade, denn ein Hauch von Sympathie lag in der Luft. Ob sie auf Gegenseitigkeit beruhte? Er würde dem noch ein wenig tiefer auf den Zahn fühlen müssen:

»Die ersten Tage verbringen Sie auf einem Akutzimmer. Dabei handelt es sich um eine reine Vorsichtsmaßnahme.«

Seit dem frühen Morgen hielt sich *Jesus* auf den Beinen, damit er Bethlehem noch vor Einbruch der Dämmerung erreichte. Langsam drohten seine Augenlider vor Erschöpfung herabzusinken. Wie spät es sein mochte? Wollte man ihn einschüchtern? Er reagierte gleichgültig.

»Das heißt, Sie werden vom Dienstzimmer der Pflegekräfte aus durch eine Glasscheibe unter Beobachtung stehen.«

Die erwartete Empörung blieb aus. Brachte denn diesen friedlichen Zeitgenossen überhaupt nichts aus dem Gleichgewicht? Der Gedanke, jeglicher Privatsphäre beraubt zu sein, trieb die meisten Menschen zu unüberlegten Wutanfällen. Sie reagierten wie das Kaninchen vor der Schlange, dem jegliche Fluchtmöglichkeit fehlte.

Nicht so in diesem Fall. Der Kerl blieb völlig besonnen.

»Schließlich müssen wir Sie zuerst adäquat einschätzen können. Sie könnten sich beispielsweise etwas antun«, unterstrich der Arzt den Verweis auf seine Fürsorgepflicht mit sorgenvoll akzentuierter Stimme.

»Das habe ich nicht vor«, bemühte sich *Jesus* halbherzig, ihn zu überzeugen. In der Tat lag ihm nichts ferner, als sich oder gar anderen Schaden zuzufügen. Trotzdem interessierte ihn nicht, ob ihm der Nervenarzt glaubte. Hauptsache, er durfte bald schlafen.

»Dennoch«, führte ihm *Distelmann* die Endgültigkeit der Entscheidung vor Augen. »Ihre Hände und Füße sprechen bereits Bände. Wir müssen jede Gelegenheit, die sie wieder für Dummheiten nutzen könnten, soweit es in unserer Macht steht, eindämmen.«

Diskussionen waren vermutlich zwecklos. Jedoch wollte er sich nicht gänzlich mit der Ungewissheit abfinden, die zunehmend an ihm zu nagen begann. Er hatte ein Recht zu erfahren, wie lange sein Aufenthalt in Anspruch nehmen sollte.

»In erster Linie hängt das davon ab, in welchem Tempo Ihre Genesung voranschreitet.«

Er verstand nicht.

»Voraussetzung ist natürlich, dass Sie sich kooperativ zeigen. Wenn Sie sich vernünftig verhalten, können wir Sie unter Umständen schon in

wenigen Tagen auf die Station verlegen. Und jetzt ziehen Sie sich bitte aus, damit ich Sie körperlich untersuchen kann.«

Jesus zögerte. Ihm behagte es ganz und gar nicht, sich vor fremden Menschen seiner Kleidung zu entledigen.

»Kein Grund zur Besorgnis. Das gehört zur Standardprozedur.«

Widerwillig kam er der Aufforderung nach, während sich der Seelenklempner schwerfällig aus seinem Sessel erhob und in einer Schublade allerlei medizinisches Gerät aufstöberte.

»Wissen Sie, was Liegestütze sind?«

Natürlich wusste er das. Er lebte doch nicht hinterm Mond.

»Na bitte, dann machen Sie doch mal zehn Stück davon.«

Im Anschluss musste er sich zur Blutdruckkontrolle hinlegen. 160/80 waren nach sportlicher Betätigung absolut in Ordnung.

»Ziehen Sie jetzt bitte auch die Unterhose aus.«

Aus welchem Grund sollte er sich gänzlich entblößen? Zum ersten Mal verspürte er den Drang, gegen *Distelmanns* Zumutungen zu rebellieren.

Er macht nur seinen Job, hat eventuell Frau und Kinder und ist vielleicht ein liebevoller Vater, drängten sich beschwichtigende Gedanken auf,

obwohl ihm nicht einleuchtete, warum das die gegenwärtige Situation entschuldigte.

»Ich möchte sehen, ob Sie sich auch im Genitalbereich verletzt haben.«

Um Himmels Willen. So etwas hätte er sich nicht im Traum vorstellen können. Fragend blickte er den Mann im weißen Kittel an. Wie kam er zu solchen Unterstellungen?

»Es gibt nichts, was es nicht gibt«, versicherte dieser amüsiert. »Erst neulich hatten wir einen Fall, da hing das komplette Geschlechtsteil nur noch am seidenen Faden, so will ich es mal salopp ausdrücken. Der Rest war vollständig vom ...«

»Es reicht!«

Damit hatte *Dr. Distelmann*, der es sichtlich genoss, aus dem Nähkästchen zu plaudern, nicht mehr gerechnet: *Jesus* wurde widerspenstig.

»Lassen Sie mich mit solchen Geschichten in Ruhe«, entgegnete dieser verärgert. »Bringen Sie mich lieber endlich in mein Zimmer.«

»Selbstverständlich«, bemühte sich der Doktor kleinlaut um Höflichkeit. Ihm dämmerte, dass er sich so eben einen alles andere als professionellen Anstrich verliehen hatte, und er spürte, wie ihm die Schamröte übers Gesicht kroch. Besser verzichtete er darauf, auf die Inspektion des Intimbereichs zu bestehen.

Eine freundliche, aber kurz angebundene Krankenpflegerin, die schätzungsweise kurz vorm

Eintritt ins Rentenalter stand, begleitete Jesus durch das Dienstzimmer, in dem mehrere Pflegekräfte kaffeeschlürfend irgendwelche Dokumentationsarbeit verrichteten. Von ihm nahmen sie kaum Notiz.

»Haben Sie Zigaretten oder Ähnliches dabei?«

Derlei besaß er nicht. Noch nie hatte er geraucht. Alkohol trank er äußerst selten. Ab und zu genoss er mal ein Glas Wein. Ansonsten zog er es vor, bei klarem Verstand zu bleiben.

»Umso besser. Sonst müssten Sie jetzt all das abgeben. Sollten Sie illegale Drogen konsumieren, sagen Sie es besser gleich. Morgen wird eine Blutentnahme durchgeführt. Außerdem müssen Sie eine Urinprobe abgeben.«

Aus dem Zimmer, in das sie ihn führte, drang lautes Schnarchen. Das Licht war bereits gelöscht. Man jubelte ihm tatsächlich ein Doppelzimmer unter? Die schlimmsten Albträume erwiesen sich als knallharte Realität. Für den Fall, dass er zur Toilette musste oder andere Befindlichkeiten, betraute ihn die Dame mit der Schellanlage. Hastig wünschte sie ihm eine gute Nacht, und ehe er sich versah, befand er sich gemeinsam mit einer wildfremden Person in einem stockdunklen Raum. Dass zwecks Überwachung nur eine Glasscheibe den Blick zum Dienstzimmer trennte, vermochte wenig beruhigend zu wirken. Ins Helle hinein ließ sich jedes Geschehen optimal verfolgen. Ob sich das umgekehrt ebenso gestaltete, bezweifelte er. Was, wenn der Zimmergenosse

aufwachte und ihn erblickte? Vielleicht beanspruchte der das Zimmer für sich alleine. Man konnte doch nie wissen. Was, wenn es zu einer handfesten Auseinandersetzung käme? Er wollte zwar nicht gleich den Teufel an die Wand malen, aber das schusselige Personal vertiefte sich doch viel zu sehr in den Schriftkram, um rechtzeitig zu intervenieren.

Wachsam, auf jede Regung im benachbarten Bett achtend, legte er sich erst mal zur Ruhe, auch wenn er voraussichtlich die ganze Nacht kein Auge schloss. Schnarchende Menschen hasste er mehr als alles andere. Außerdem hatte er noch immer nichts gegessen.

5. Auf Konfrontationskurs

Als *Yehuda* den Proberaum betrat, saß dort *Ismahel*, der gedankenverloren auf *Yehudas* Gitarre klampfte.

»'n Abend, der Herr. Was machst du denn mit meiner Gitarre?«, fragte der Eigentümer mehr erstaunt als vorwurfsvoll. »Wo ist deine eigene geblieben?«

»Kaputt«, nuschelte sich *Ismahel* genervt in den Bart.

Die beiden kannten sich seit frühesten Kindertagen. Mittlerweile waren sie so etwas wie unzertrennliche Brüder. Zwischen ihnen gab es keinerlei Geheimnisse. So blieb *Yehuda* nicht verborgen, dass was in der Luft lag. Als er in die

Hocke ging, um seinem Freund ins Gesicht zu schauen, erblickte er Tränen, die bedächtig über die Wangen kullerten. *Ismahel* war es mehr als unangenehm, wie ein kleines Kind, dem der Teddy weggenommen worden war, zu flennen – nur wegen einem zerstörten Musikinstrument. Schon gar nicht wollte er in den Arm genommen werden. So stieß er den verunsicherten *Yehuda* von sich und bäumte sich bedrohlich vor ihm auf:

»Sie ist kaputt. Unwiderruflich kaputt, kapierst du das?« Mit sarkastischem Unterton, der einzig dazu diente, den Schmerz über den erlittenen Verlust zu übertünchen, fügte er hinzu: »Mein überaus geschätzter Herr Bruder hat sie in einem Anfall plötzlicher Erregung gegen die Wand gezimmert. Kommt doch in den besten Familien vor, oder nicht?«

Für wenige Augenblicke schwiegen sie sich an. *Yehuda* wusste nicht, wie er reagieren sollte. In dem Zustand konnte jede Äußerung fehlinterpretiert werden. Auf keinen Fall wollte er *Ismahel* verletzen. Verletzt war der schon satt und genug, wie er unschwer erkannte. Gleichzeitig leuchtete ihm ein, dass sich das gemeinsame Musizieren zukünftig schwierig gestalten dürfte, wenn *Ismahel* nicht mehr über ein eigenes Instrument verfügte. Dies zu thematisieren, ließe sich wohl kaum vermeiden. Doch ob gerade der jetzige Zeitpunkt passte? Behutsam versuchte er, *Ismahel* ein paar detailliertere Informationen zu entlocken:

»Warum hat er das getan?«

»Warum? Warum?«, imitierte ihn *Ismahel*, wobei diesem selbst Stück für Stück einleuchtete, wie sehr er seinen Freund kränkte. So sehr er es auch bereute, konnte er doch nicht aus seiner Haut, in der er sich gerade so mies fühlte. »Weil er total bescheuert ist. Warum sonst?«

»Das ist ja eine glorreiche Erkenntnis«, versuchte es *Yehuda* nun ebenfalls mit einer Prise Bitterkeit. *Ephraim* hatte er bisher zwar nur flüchtig kennengelernt; das aber reichte aus, zu dem Urteil zu gelangen, dass er ihn am liebsten von hinten sah.

Bevor sich die beiden emotional hochschaukelten, flog die Tür auf:

David, der Schlagzeuger, und *Avner*, der Sänger der Band, trugen je eine Kiste Bier herein. Wie immer versprühten sie die allerbeste Stimmung sowie unbändige Lust, sich während und nach dem Proben bis zur Besinnungslosigkeit volllaufen zu lassen. *David* konnte es kaum erwarten, sich die erste Flasche an die Kehle zu setzen. Auf einen tiefen Schluck folgte das Brüllen eines Löwen; so konnte man meinen, wenn man seinem Rülpsen zuhörte.

»Sagt nicht, hier herrscht dicke Luft?«, versuchte er, der bekanntlich nicht zu den einfühlsamsten Menschen der Welt gehörte, sich zu vergewissern. Irgendwie war es ihm gelungen, an den Gesichtern abzulesen, dass etwas nicht

stimmte.

»Greift zu! Wir haben Bier mitgebracht«, forderte er hilflos zur Selbstbedienung auf, was auch prompt geschah. Sofort strahlte er wieder wie die hellste Sonne, hatte er doch einen Moment lang befürchtet, er würde mit Problemen konfrontiert. Konflikte waren grundsätzlich Gift für ihn. Seiner Auffassung nach verdiente das einzigartige Leben, sich nicht von Schwierigkeiten plagen zu lassen. Auch dass seine Freunde ständig Texte über Politik und derartigen Zinnober verfassten, missfiel ihm des Öfteren. Für ihn bedeutete Musik ausschließlich Spaß. Ob sich israelisches und palästinensisches Militär gegenseitig die Hölle bereitete, ging ihm am Allerwertesten vorbei. Ebenso die vielen religiösen Animositäten. Zum Schluss musste ja doch jeder ins Gras beißen, unabhängig davon, welchen konfessionellen oder politischen Hampelmännern er zu Lebzeiten ins Netz geriet.

»Ok, ich mach es kurz«, klärte *Ismahel*, der inzwischen wieder Boden unter den Füßen verspürte, die Mannschaft auf. Mit schwitzenden Händen umklammerte er krampfhaft seine Bierflasche.

»Ich habe keine Gitarre mehr.«

»Wie?«, fragte *David* ungläubig. »Du hast keine Gitarre mehr? Hat sie dir jemand geklaut?«

»Nein, das nicht.«

Herausfordernd erwarteten die Hinzugestoßenen, nicht länger auf die Folter gespannt zu werden.

»*Ephraim* hat sie zertrümmert.«

Ausgerechnet *Avner*, der ansonsten kein Wässerchen trübte, der nur, wenn er in ein Mikrofon brüllte, sein Schneckenhaus verließ, schlug sehr zur Überraschung der Versammelten vor, *Ephraim* gemeinsam aufzulauern, um ihm einen Denkzettel zu verpassen, den er den Rest seines Lebens nicht mehr vergessen sollte.

»Vielleicht nehmen wir ihn mal so richtig in die Mangel?«, lautete die grandiose Idee.

»Dem Psychopathen traue ich zu, dass er völlig überschnappt und uns alle über den Haufen schießt«, richtete *David* seine Mutmaßung Richtung *Ismahel*, ohne zu registrieren, ob die Botschaft den Adressaten möglicherweise als Vorwurf erreichte.

Ismahel verhielt sich zunehmend stiller, je fantasievoller seine Freunde mögliche Begegnungen mit seinem Bruder ausschmückten. Als der Vorschlag in der Luft schwebte, *Ephraim* in einer der nächsten Nächte einen Sack über den Kopf zu ziehen, um danach mit Eisenstangen drauflos zu preschen, platzte ihm der Kragen:

»Seid ihr eigentlich alle noch ganz dicht?«, brüllte er entgeistert in die Runde, die unverzüglich verstummte. *Yehuda* zuckte zusammen. Selten hatte er erlebt, wie sich

Menschen aus seinem engsten Umfeld so heftig anschrien.

»Überlegt mal lieber, wie es jetzt mit der Band weitergeht«, redete sich *Ismahel* zornig. »Soll ich etwa Luftgitarre spielen?«

»Sähe bestimmt lustig aus auf der Bühne.«

Die Bemerkung, die ihm wirklich nicht in böswilliger Absicht über die Lippen geschnellt kam, hätte sich *David* lieber verkneifen sollen. Manchmal wusste er einfach nicht, wann er gewisse Grenzen überschritt. Sein törichtes Grinsen trug ebenfalls nicht dazu bei, die Situation zu entschärfen. Blitzschnell rang *Ismahel* ihn zu Boden:

»Was würdest du sagen, wenn ich dein Schlagzeug kurz und klein schlage? Würdest du auch dann noch so selten dämliche Sprüche vom Stapel lassen?«

Je mehr *Ismahel* tobte, umso fester schnürte er seinem Opfer mit dem Schwitzkasten die Luft ab. Offenbar merkte er nicht, dass er *David* beinahe umbrachte. Zum Glück erkannten die anderen den Ernst der Lage. *Yehuda* schlug seinem besten Freund beherzt ins Gesicht – was ihm alles andere als leicht fiel – und befreite mit *Avners* Hilfe den Gepeinigten aus dem Würgegriff. Jeder der Beteiligten kassierte bei der Aktion seine Portion Prellungen.

Nach und nach beruhigten sich die erhitzten Gemüter wieder. Ihren Frust spülten sie mit Bier

herunter. Keiner wagte, *Ismahel* Vorhaltungen zu machen. Seine Wut verstanden sie nur allzu gut, auch wenn sie sich unverhältnismäßig gegenüber einem der ihren entlud. Insgeheim dachten auch *Yehuda* und *Avner*, dass *David*, der noch einmal mit einem blauen Auge davonkam, durchaus eine Abreibung verdient hatte. Vielleicht brachte er demnächst seine Hirnzellen in Gang, bevor er in offenen Wunden herum stocherte. Als versöhnliche Geste prosteten sich die Jungs zu. Ein Wort der Entschuldigung brachte aber niemand zustande.

Ismahel fuhr den Computer hoch, um in der Musiksammlung nach einer passenden Hintergrundberieselung zu fahnden. Wenig später dröhnte »whatever that hurts« der schwedischen Gothic-Formation *Tiamat* in die Ohren der Freunde brachialer Klangkunst.

»With every tear a dream ...«, brüllte *Avner* textsicher mit, während *Yehuda* mit der Fertigung eines Joints startete. Die Besorgung gestaltete sich nicht leicht in Israel. Auf den, der sich erwischen ließ, wartete harte Bestrafung. Doch die Jugendlichen verfügten über sichere Quellen und verhielten sich vorsichtig. Marihuana-Konsum in der Öffentlichkeit wäre undenkbar gewesen.

»Honeymoon, silver spoon, psilocybe tea ...« Beim Refrain fühlte sich *Avner* ganz in seinem Element. Schon im Alter von vierzehn Jahren schrie er mit Begeisterung und sehr zum Leidwesen seiner Eltern, Nachbarn, Lehrer etc. die

Lieder der in Szenekreisen beliebten Künstler mit. In diesen Momenten trieb ihn pure Emotion. Die Freunde schätzten seine Authentizität. Einstimmig hatten sie vor drei Jahren dafür votiert, ihn als Sänger zu engagieren. Keine Sekunde lang bereuten sie die Entscheidung.

Was die vier Musiker außerdem verband, waren die schwierigen Familienverhältnisse, aus denen sie stammten. Jeder beklagte diverse familiäre Beziehungsabbrüche, meist bedingt durch die konfliktträchtigen Auseinandersetzungen zwischen den vielen religiösen Splittergruppen, deren Wahn oft nur verbrannte Erde hinterließ. Die Schlüsse, die sie daraus zogen, konnten unterschiedlicher kaum sein: Während der eine zum Anarchismus tendierte, suchte der andere sein Seelenheil im Beschreiten sozialistischer Pfade oder kehrte – wie *David* – politischen Ansätzen gänzlich den Rücken. Der Wunsch, in dauerhaftem Frieden zusammen zu leben, einte sie alle. Wie man zu einer entspannten Ausgangslage als Voraussetzung dafür gelangte, daran schieden sich die Geister. Sicherlich trug die Politik der Regierung, die unter dem Druck durchaus berechtigter Existenzangst Mauern hochzog, wenig dazu bei, Wege zum Dialog zu finden. Klar war, dass man einander kennenlernen musste, damit Vorurteile abgebaut werden konnten. Irgendwann bauten Menschen dann hoffentlich Brücken statt Mauern.

Auf Grund mangelnder Interventionsmöglichkeiten fühlten sich die Jugendlichen oft schrecklich ohnmächtig. Als Symbol grenzübergreifender

Solidarität schmückten eine große Palästinafahne und eine blau-weiße mit dem Davidstern die hässliche Betonwand hinterm Schlagzeug. Auf schwarzem Grund und in weißen, verschnörkelten Lettern verschönerte darüber hinaus das von *Ismahel* eigenhändig in akribischer Handarbeit gestaltete Bandlogo den Raum. Nach einer Endlosdiskussion hatten sie sich auf den Namen *schelleg schachor*, was so viel wie *schwarzer Schnee* hieß, verständigt. Etwa mittig eingefügt verlieh ein silbrig schimmerndes Pentagramm dem Ganzen einen leicht mystischen Glanz.

»Dein Tattoo sieht übrigens echt genial aus«, stimmte *David* gegenüber *Ismahel* entgegenkommende Töne an. »Wirklich sauber gestochen.«

Grundsätzlich war *Ismahel* kein nachtragender Mensch, wusste er doch selbst, wie schwer es ihm oft fiel, über seinen Schatten zu springen. Auch plagte ihn das eigene schlechte Gewissen.

»Ephraim sah das leider ein kleines bisschen anders. Aber lassen wir uns den angebrochenen Abend nicht weiter durch die Macken meines behämmerten Bruders versauen.«

Notwendige Überlegungen, wie eine neue Gitarre aufzutreiben sei, vertagte man vorerst. Jedoch stellte sich eine noch weitaus fundamentalere Frage:

»Hat jemand von euch zufällig eine Idee, wo ich die nächsten Tage übernachten kann? Ich be-

fürchte, daheim sollte ich mich vorerst nicht blicken lassen.«

6. Nerven wie Drahtseile

Unruhig wälzte sich *Jesus* von einer Seite auf die andere. Unter der Bettdecke schwitzte er sich zu Tode. Sobald er sie zurückstreifte, begann er zu zittern. War tatsächlich Kälte dafür verantwortlich, oder machte ihm die vertrackte Situation nervlich zu schaffen?

Die Geräusche, die vom Nachbarbett zu ihm vordrangen, muteten wie eine exquisite Mischung aus Fiepen und Blubbern an. Verdächtig erinnerten sie an das Geschehen in einer Zahnarztpraxis und damit unweigerlich an die Wurzelbehandlung. Furchtbare Qualen hatte er durchlitten. Da das Freibohren des entzündeten Zahns alleine nicht ausreichte, zauberte man ihm mit dem Skalpell eine tiefe Furche ins Zahnfleisch, damit der ganze Eiter, der sich im Lauf der Zeit angesammelt hatte, herausgeporkelt werden konnte. Monatelang hatte er zuvor die Schmerzen mit Tabletten unterdrückt, da er sich vorm Zahnarzt fürchtete – nicht unbegründet, wie sich später herausstellte. Dies trieb er so lange, bis keine Wirkung mehr eintrat und er die Schmerzen nicht mehr ertrug, so dass er seinen Kopf gegen Wände hätte schlagen können. Zu allem Übel hatte ihn der Lackaffe, der sich Zahnarzt nannte, auch noch ausgelacht. Rachegelüste zermürbten ihn, bis er sich mit der Vorstellung abfand, der

Kurpfuscher würde schon noch seine gerechte Strafe empfangen. Vielleicht klebte der eines Tages mit seiner protzigen Karre am Laternenpfahl oder bereicherte als Opfer eines Terroranschlags die Abendnachrichten. Wer wusste das schon?

Er verabscheute es, solche Gedanken zu hegen. Anderen Menschen die Pest an den Hals zu wünschen, hielt er nicht für fair. Aber war nicht auch er nur ein Mensch mit Fehlern und Schwächen? Wie jeder andere ebenso?

Da die letzte Hoffnung, doch noch einzuschlafen, versiegte, beschloss er, sich dem Fragebogen zu widmen, den er innerhalb der ersten Tage seines unfreiwilligen Aufenthalts ausfüllen sollte. Trotzdem musste er lügen, wenn er behauptete, dass ihm der Schlafmangel nicht zusetzte.

»Zum ersten Mal in der Ballaburg?«

Offenbar wachte der Zimmergenosse auf, als sich *Jesus* an das winzige, in unmittelbarer Nähe zum Fenster befindliche Tischlein bequemte, das bereits durch erste Lichteinwirkung der bald aufgehenden Sonne beschienen wurde, wobei er versehentlich mit den Stuhlbeinen ein kurzes, unüberhörbares Quietschen auslöste. Angesichts seiner zuvor gestörten Nachtruhe hielt sich sein Bedauern in Grenzen.

»So ist es«, antwortete er ohne große Gesprächsfreude. Sonderlich kommunikativ fühlte er

sich am frühen Morgen nie. Nach solch einer Nacht erst recht nicht, obwohl die Stimme nicht unübel und schon gar nicht gemeingefährlich klang. Entgegen der Hoffnung, die Kreissäge würde sich umdrehen und weiter arbeiten, bohrte sie neugierig nach:

»Und weswegen bist ***du*** hier?«

Wenn er das nur selbst wüsste. Er tat so, als sei er schwerhörig. Konzentriert richtete er den Blick auf das vor ihm liegende Papier.

»Wenn du den Bogen abgegeben hast, bist du mindestens depressiv und paranoid-halluzinatorisch. Jede Wette?!«, klang es vorlaut aus den Kissen, in denen er bisher nur ein Büschel grauer Haare entdeckte.

»Jeder hier ist depressiv und paranoid-halluzinatorisch, wenn es nach den Ärzten geht. Irgendetwas müssen sie den Krankenkassen ja erzählen, damit die Geld springen lassen. Vielleicht kommt noch Borderline dazu. Großer Beliebtheit erfreut sich auch das Jerusalem-Syndrom.«

Den Begriff hatten sie ihm doch kürzlich erst unter die Nase gerieben? Sein Vorsatz, den Mitbewohner gepflegt zu ignorieren, währte nicht lange.

»Und was hat ***dich*** hier hin verschlagen?«, wollte er jetzt seinerseits wissen.

»Depression, Paranoia, Borderline und das Jerusalem-Syndrom.« Ein derart debiles Lachen,

das die Erläuterungen begleitete, hatte die Welt noch nicht gehört. Was für ein komischer Kauz? Noch nicht ansatzweise ahnte *Jesus*, wie hilfreich sich dieser schon sehr bald zeigte.

7. Nestwärme

Als *Avner* und *Ismahel* deutlich angetrunken auf den Hauseingang zusteuerten, schien draußen beinahe wieder die Sonne. Drinnen wohnte *Peter*, ein unheimlich gastfreundlicher Mensch, der grundsätzlich erst mal jedem völlig vorurteilsfrei gegenüber trat. Schon vor Jahren war er aus Kanada nach Jerusalem gezogen, wo er an der hebräischen Universität Rechtswissenschaften studiert hatte. Inzwischen führte er eine Anwaltskanzlei, die sich vorwiegend um Menschen aus dem sozial schwachen Spektrum kümmerte. Er gehörte nicht zu denjenigen, die ihre Intelligenz ständig vor jedem heraushängen ließen und meinten, sich überall oberlehrerhaft inszenieren zu müssen. Seit Ewigkeiten engagierte er sich unermüdlich in der israelischen Friedensbewegung. Selbstverständlich galt seine Solidarität jedem Menschen, egal, ob Jude, Moslem oder Christ, auch wenn er sich selbst »überzeugter Agnostiker« nannte.

Avner selbst hatte schon einmal über längere Zeit in dem Gästezimmer gewohnt, als er die ständigen Streitereien mit seinem Vater, einem kampferprobten Fanatiker, nicht mehr aushielt. Für *Peter* legte er seine Hand ins Feuer.

Hundertprozentig würde der *Ismahel* zuvorkommend aufnehmen.

Bis er im moosgrünen Schlafanzug die Tür öffnete, verging einige Zeit. Offenbar überraschte es ihn, dass jemand gegen sechs Uhr in der Frühe schellte. Zunächst vermutete er eine Störung durch die Polizei oder durch Anhänger der radikalen Siedlerbewegung, mit der er sich regelmäßig anlegte. So reagierte er erst einmal entrüstet. Als er *Avner* schließlich erkannte, traute er seinen Augen nicht.

»*Avner*?, rieb er sich zweifelnd die Augen. »Bist du das wirklich?«

»Stören wir?«, erkundigte sich *Avner* geschickt mit einem entwaffnenden Lächeln auf den Lippen.

»Nein, nein«, beteuerte der von seinem Glück noch nichts ahnende Gastgeber. »Auf keinen Fall. Ähm … Ich bin gerade erst ins Bett gegangen und habe noch nicht geschlafen. Kommt doch herein. Lass dich erst mal drücken.«

Größer konnte die Freude angesichts des überraschenden Wiedersehens kaum sein. Während sich die beiden freundschaftlich erst auf die linke, dann auf die rechte Wange küssten, fühlte sich *Ismahel* deplatziert. Sich als Eindringling bei völlig fremden Menschen häuslich nieder zu lassen, schmeckte ihm nicht. Viel mehr hatte er doch gehofft, bei einem seiner Freunde unterschlüpfen zu können. Etwas enttäuschte es ihn durchaus, als ihm jeder hinsichtlich solcher

Erwartungen wegen eigener familiärer Probleme eine klare Absage erteilte. Dennoch beschloss er, auf jeden Fall nicht länger als unbedingt nötig bei diesem durchaus sympathisch wirkenden *Peter* zu bleiben und sich schnellstmöglich um eine Alternative zu kümmern.

Nacheinander polterten sie eine laut knarzende hölzerne Wendeltreppe hinauf, bis sie in einer kleinen, gemütlichen Wohnung landeten.

»Wie lange haben wir uns nicht gesehen?« *Peter* machte die Kaffeemaschine startklar. »Lass mich nicht lügen. Das müssen so zirka sechs Jahre gewesen sein. Oder sogar sieben?«

Avner kämpfte mit dem schlechten Gewissen. Bislang hatte er sich immer nur bei *Peter* gemeldet, wenn er dessen Hilfe beanspruchte, obwohl ihm mehrfach in aller Deutlichkeit signalisiert worden war, dass die Türen für ihn jederzeit sperrangelweit offen standen.

»Auf jeden Fall viel zu lange«, stellte *Peter* – die Hände demonstrativ gegen die Hüften gestemmt – klar und forderte die Gäste auf, am Küchentisch Platz zu nehmen.

»Willst du mir eigentlich gar nicht deinen Freund vorstellen?«

»Entschuldigung«, räusperte sich *Avner* peinlich berührt. »Wie unhöflich von mir. Also das ist *Ismahel*. Zur Zeit hat er ein wenig Stress mit seinem Bruder ...«

Jetzt ging es ans Eingemachte. *Ismahel*

wünschte, der Boden täte sich unter seinen Füßen auf.

»... und da wollte ich dich fragen, ...«, kam *Avner* zögerlich herum drucksend auf den eigentlichen Grund des Besuchs zu sprechen. »... na ja, ob ...«

»Ob er einige Zeit bei mir wohnen kann?«, nahm ihm Peter die zentnerschwere Last des Bitten und des Betteln ab. »Kein Problem«, lud er *Ismahel* ganz unkompliziert ein, ohne dass man das Gefühl hatte, er fühlte sich unter Druck gesetzt. »Wer *Avners* Freund ist, der ist auch mein Freund.«

Wie immer ließ er es sich nicht nehmen, seinen Besuch zu bewirten. Zum Kaffee tischte er die Reste des veganen Schokoladenkuchen vom Vortag auf. Schon sein halbes Leben lang ernährte er sich ausschließlich durch pflanzliche Kost. Das ein oder andere Mal war es sogar geglückt, jemanden durch seine hervorragenden Back- und Kochkünste von dieser Ernährungsweise zu überzeugen.

»Oder wollt ihr lieber Bier?«, fragte er in Anspielung auf die Ausdünstungen der Party-löwen, denen die Strapazen der durchzechten Nacht deutlich ins Gesicht geschrieben standen.

»Nein, nein. Kaffee ist jetzt genau richtig«, versicherte *Avner*, während sein Freund den Verschwiegenen mimte. Sonst war *Ismahel* alles andere als auf den Mund gefallen, doch fremde

Leute musste er grundsätzlich erst über längere Zeit beschnuppern, bis entweder die Chemie stimmte oder der Zeitgenosse auf ewig als Stinkstiefel aussortiert gehörte.

Neugierig ließ sich *Peter* erzählen, wie es *Avner* in der Zwischenzeit ergangen war. Irgendwann, als sie über die Leidenschaft der Jugendlichen, in einer Band zu spielen, fachsimpelten, erfuhr er, wie es zu dem Bruch zwischen den beiden Brüdern kam. So ausgefragt zu werden, gefiel *Ismahel* zwar nicht sonderlich, aber wahrheitsgemäß erzählte er von der zerdepperten Gitarre und letztlich auch noch von den nervenaufreibenden Alkoholexzessen der Mutter sowie seinem Vorhaben, vorerst nicht mehr nach Hause zu gehen.

Peter beabsichtigte nicht, belehrend auf ihn einzuwirken. Momentan war es vermutlich tatsächlich am besten, wenn der Junge etwas Abstand zu seiner Familie hielt. Über langfristige Perspektiven unterhielten sie sich schon noch früh genug.

Bevor er sich verabschiedete, vergaß *Avner* nicht, sich für die außergewöhnliche Gastfreundschaft zu bedanken. Außerdem versprach er, sich in den folgenden Tagen erneut blicken zu lassen. Nicht noch einmal wollte man sich so lange aus den Augen verlieren.

Nachdem *Ismahel* das Gästezimmer gezeigt worden war, führte ihn der Hausherr in ein winziges Badezimmer, in dem man sich gerade

mit Mühe und Not um die eigene Achse drehen konnte. Vor dem Schlafen hüpfte er noch kurz unter die Dusche. Die seltene Gelegenheit nutzte er, um endlich mal wieder zu onanieren. Mit Ephraim auf einem Zimmer gestaltete sich die Privatsphäre doch arg eingeschränkt. Als er sich anschließend im Spiegel begutachtete, irritierten ihn zum ersten Mal die seiner Einschätzung nach mittlerweile viel zu lang gewachsenen Haare. Ob er sie zur Abwechslung mal wieder kürzer schneiden sollte?

Endlich lag er vollkommen übermüdet in den Federn. Der Wecker auf dem hölzernen Nachttisch zeigte bereits auf kurz nach acht Uhr. Erheitert dachte er an das, was in der Thora zur Selbstbefriedigung geschrieben stand: *Onan*, der zweite Sohn des *Juda*, sollte mit der Frau seines Bruders, der sterben musste, da er Gottes Argwohn zum Opfer fiel, Nachkommen zeugen. Da er jedoch seinen Samen lieber zu Boden plumpsen und dadurch verderben ließ, erregte er ebenfalls den Zorn Gottes, weswegen es ihm das Weiterleben nicht vergönnt war. So ein ausgekochter Schwachsinn!

8. Paradies und Paranoia

Fast hatte Ephraim nicht mehr daran zu glauben gewagt: Endlich versetzten ihn die Chefs von seinem eintönigen Einsatzgebiet. Sollten sich doch die jüngeren Kollegen, die noch grün hinter den Ohren waren, jeden Tag von früh bis spät am

Checkpoint die Beine in die Bäuche stehen. Als Herausforderung konnte man den Job nicht gerade bezeichnen, und sonderlich viel Verantwortung bürdete man ihnen auch nicht auf. Schon lange boten die regelmäßig auftauchenden Idioten, die sich wahlweise für Reinkarnationen *Christi* oder des *König David* hielten, keine willkommene Abwechslung mehr.

Heute fuhren sie in die Region zwischen Bethlehem und Jericho, wo sie den Ausbau der Sperranlagen absichern sowie Präsenz zeigen sollten. Niemand konnte schließlich wissen, welch hinterlistige Sabotageakte der Feind unter Umständen plante. Bisher durchschnitt lediglich ein Zaun das Westjordanland. Diesen statteten zwar sensible, höchst leistungsfähige Sensoren, die bei jeder kleinsten Erschütterung Alarm auslösten, aus, so dass die Kollegen blitzschnell zur Stelle sein konnten, doch der Regierung war das noch immer zu unsicher. Schrittweise sollte der Zaun durch unüberwindbaren Beton, der bis zu neun Meter in die Luft ragte, obsolet gemacht werden. Um jeden Preis beabsichtigte man, das Eindringen von Selbstmordattentätern auf israelisches Kernland zu verhindern.

Am kommenden Freitag würde er zum ersten Mal dem Geschehen beiwohnen, wenn sie die so genannte Friedensbewegung, die ständig meinte, gegen die Abriegelung der palästinensischen Gebiete demonstrieren zu müssen, in Schach hielten.

Nannte man den weiten Ausblick auf die Westbank himmlisch, so untertrieb man. Palmen und Olivenbäume glitzerten majestätisch in der Morgensonne. Während der Urlaubssaison gelangten gelegentlich auch Touristen hier her – die wenigsten jedoch, um sich einen eigenen Eindruck von der angespannten Lage zu verschaffen. Meist erfreuten sie sich daran, voneinander Fotos in der Wüste zu schießen und in Jericho, der ältesten Stadt der Welt, frische Orangen oder Bananen zu kaufen; oder sie fuhren zum Schwimmen ans Tote Meer. Von dort aus schauten sie dann bequem nach Jordanien hinüber. Alles in allem war Israel durchaus ein traumhaftes Land.

Um ein Haar hatte er am Morgen verschlafen. *Ismahels* nervtötenden Lärm hatte er paradoxerweise vermisst. Einerseits freute es *Ephraim* ja, dass die Nervensäge das Weite gesucht hatte; andererseits bereute er im Nachhinein, sich so töricht verhalten zu haben. Vor allem hätte er die Gitarre in Ruhe lassen sollen. Nach Feierabend wollte er sich in Jerusalem nach einer neuen umsehen, die er seinem Bruder als Wiedergutmachung überreichen würde, sobald der wieder nach Hause kam. Hoffentlich ließ sich alles wieder einrenken.

Kaum stiegen sie aus, wartete schon die erste Amtshandlung des noch jungen Tages auf den Trupp: Per Funk rief man sie zu einem illegal errichteten Wohnhaus. Der Einsatzleiter schärfte ihnen zwar ein, in jedem Fall Ruhe zu bewahren,

aber trotzdem hart durchzugreifen. Mit den Wohnungsinsassen hatten sie sich auf keinerlei Diskussion einzulassen. Befehl war Befehl.

Schon aus einiger Entfernung erkannten sie das Corpus delicti. Bevor sie zur Tat schritten, erfolgte eine kurze Lagebesprechung. Darüber hinaus warteten sie auf eine zusätzlich unterstützende Einheit. Der Bulldozer stand schon am Einsatzort, wo ihn besonders erfahrene Kollegen sicherten. Wie *Ephraim* erfuhr, hatte sich die Situation bereits im Vorfeld zugespitzt: Die Familie, die zum Bedauern aller Beteiligten keine Baugenehmigung vorweisen konnte, weigerte sich beharrlich, das Haus zu verlassen. Erst vor wenigen Wochen war es zuletzt plattgewalzt worden – und das nicht zum ersten Mal. Offenbar besaßen die Eigentümer ausreichend Nerven, es immer wieder neu aufzubauen. Diesmal entschieden die Behörden, nicht lange zu fackeln. Sämtliche Familienmitglieder sowie mögliche Unterstützer, die sich nicht unter den Trümmern begraben ließen, waren durch die Soldaten zur Ingewahrsamnahme dingfest zu machen.

Etwa dreißig schwer bewaffnete Männer und Frauen umzingelten weitläufig die Gegend. Ein Entkommen schlossen sie jetzt aus. Über Lautsprecher forderten *Ephraims* Vorgesetzte die Personen, die sich im Innern verschanzten, auf, binnen drei Minuten das Feld zu räumen. Eine weitere Ermahnung erfolge nicht. Sollten sie der Aufforderung nicht Folge leisten, hatten sie damit zu rechnen, mitsamt ihrem Hab und Gut dem

Erdboden gleich gemacht zu werden. Das laute Wummern der schweren Maschine sorgte für eine beeindruckende Drohkulisse.

Ephraim rechnete mit allem. Vielleicht hielten sich bewaffnete Kämpfer im Haus auf. Jederzeit konnte es zu Feuergefechten kommen. Gegen die übermächtige Armee hatten etwaige Widerständler nicht die geringste Chance. Was, wenn ein Himmelfahrtskommando eine Bombe zündete? Die Vorstellung jagte dem jungen Mann eiskalten Angstschweiß über den Rücken. Die Gefahr, dass einer von ihnen mit in die Luft flöge, durften sie nicht unterschätzen.

Nicht ansatzweise schöpfte die Familie das Ultimatum aus. Noch vor Ablauf einer Minute beschloss sie, ihr Leben nicht für das mickrige Obdach zu opfern. Als sich die Tür öffnete, wagte sich zuerst ein Besenstiel mit einer darauf drapierten weißen Unterhose ans Tageslicht, gefolgt von einem älteren Herrn, der ängstlich die »Fahne« in der Luft umher schwenkte. Den Soldaten schossen vor Lachen Tränen in die Augen. Schützend drückte eine alte Dame zwei kleine Kinder an sich. Sie weinten. Ein Jugendlicher in ungefähr *Ismahels* Alter trug wenige in der Eile in Tüten zusammengepackte Habseligkeiten nach draußen. In dem Moment, in dem der Bulldozer sein verheerendes Werk zu vollenden antrat, ließ sich der Familienvater theatralisch zu Boden sacken. Täuschte er einen Schwächeanfall vor? Hoffte er auf Mitleid?

Zugegeben, es handelte sich um eine etwas unappetitliche Aufgabe, die sie hier verrichteten, aber Gesetz war Gesetz. Nicht einen Wimpernschlag lang bezweifelte *Ephraim*, dass die *Verteidigungsstreitkräfte* rechtmäßig handelten. Er selbst war sich so oder so keiner Schuld bewusst: Er traf doch keine Entscheidungen. Warum sollte er daher für etwas, das er nicht verantwortete, in Sack und Asche gehen? Er machte doch nur seinen Job. Würden die Palästinenser ihren Landsmännern die fanatischen Pläne zur Vernichtung Israels für alle Zeit ausreden, machte das solche Aktionen sicher vermeidbar.

9. Freunde wider Willen

Neben *Dr. Distelmann* beugten sich heute weitere vier Weißkittel über *Jesus*' Bett und beäugten ihn kritisch. Eine Pflegerin bemühte sich, jedes Wort akribisch aufzuschreiben. Von Privatsphäre hatte wohl noch keiner was gehört, denn dass auch der seinen Schlaf sicher nur vortäuschende Zimmergenosse alles, was gesagt wurde, registrierte, schien sie kein bisschen aus dem Konzept zu bringen. Bestimmt hielt der die Ohren gespitzt wie ein Luchs. Die Tatsache, dass nicht der geringste Laut von drüben herüber drang, wirkte einfach viel zu verdächtig. Überhaupt konnte kein Mensch nach weit über zwölf Stunden Tiefschlaf schon wieder so schnell im Traumreich versunken sein.

Auch wenn es ihm nicht leicht fiel, freundete

sich *Distelmann* damit an, nur die zweite Geige zu spielen. Der sich als Chefarzt offenbarende Wortführer hieß *Dr. Rosen*. Höflich erkundigte er sich, wie *Jesus* die erste Nacht in der ungewohnten Umgebung verkraftet hatte.

»Dank der ausgiebigen Sägearbeiten von nebenan habe ich kein Auge zu getan. Ansonsten fühle ich mich bis auf leichte Zahnschmerzen, die aber auszuhalten sind, einigermaßen passabel.«

Hoffentlich hörte die Schnarchtüte aufmerksam zu. Vielleicht gab sie sich künftig Mühe, den Geräuschpegel zu drosseln. Die Hoffnung sollte man ja nie aufgeben.

Rosen war einer von der Sorte, die, wo auch immer sie wandelte – unabhängig davon, ob es überhaupt Verwendung fand –, ein lässig um die Schultern gehängtes Stethoskop mit sich schleppte. Hauptsache, er wirkte kompetent, und sei es nur durch das Setzen solch alberner Akzente.

»Wenn Sie wünschen, werde ich das Personal veranlassen, Ihnen heute Abend ein Schlafmittel auszuhändigen. Darüber hinaus können Sie selbstverständlich Wattestöpsel für die Ohren bekommen«, lautete sein Vorschlag für einen angenehmeren Nachtverlauf.

Dankend lehnte *Jesus* die chemische Keule ab. Sich Watte in die Lauscher zu stopfen, war nicht die schlechteste Idee. Sollte sich die Situation nicht bessern, nahm er das Angebot liebend gern

an. Insgeheim bereitete ihm der Gedanke, dadurch sein Reaktionsvermögen ausbremsen zu lassen, Magenschmerzen. Wer weiß, was wer auch immer dann mit ihm anstellte? Um sich nicht direkt als paranoid verdächtigen zu lassen, hing er derlei Bedenken lieber nicht an die große Glocke. Laut *Rosens* Erläuterung musste er von nun an jeden Morgen eine solche Arztvisite über sich ergehen lassen. Ziel sollte eine »engmaschige ärztliche Betreuung« sein, damit sich »baldige Erfolge« verzeichnen ließen.

»Bedauerlicherweise kann ich selbst nur jeden zweiten Tag dazustoßen, da ich, wie Sie sicherlich verstehen, als Chefarzt sehr gefragt bin. Meinen Kollegen, *Herrn Dr. Distelmann*, kennen Sie ja schon. Für die Dauer Ihres Aufenthalts wird er Ihnen mit Rat und Tat zur Seite stehen.«

Distelmann nickte zustimmend. Auf dessen Ratschläge hätte *Jesus* nur zu gerne verzichtet.

»Wenn Sie jetzt keine Fragen mehr haben, würden wir uns gerne verabschieden. Wie Sie sich denken können, sind unsere Terminkalender prall gefüllt«, versuchte *Rosen* seine Eile zu entschuldigen. Allerdings kam er so leicht nicht davon: Vorsichtig wies *Jesus* ihn darauf hin, dass er seit seiner Unterbringung noch keine einzige Mahlzeit erhalten hatte. Sich rückwärts in Erwartung, nicht länger behelligt zu werden, der Zimmertür nähernd versicherte der Doktor:

»Das Frühstück wird Ihnen unverzüglich serviert.«

Kaum hörte man Geschirr klappern, sprang der angeblich tief und fest Schlummernde auf, um sich in freudiger Voraussicht an den Tisch zu bequemen. In einer kaum auffälligen, aber zugleich höchst merkwürdigen Geste zwinkerten sich er und der junge Praktikant mit den zu einem Zopf gebundenen blonden Haaren, der die Verpflegung brachte, zu, bevor dieser den Neuen freundlich per Handschlag begrüßte:

»Darf ich mich kurz vorstellen? Ich bin *Michal*. Ich wünsche Ihnen einen angenehmen und möglichst kurzen Aufenthalt bei uns.«

Beiden Bewohnern des Akutzimmers wünschte er einen guten Appetit und war genau so schnell wieder verschwunden, wie er aufgetaucht war.

Jesus konnte sich noch immer nicht daran gewöhnen, wie auf einem Präsentierteller durch die große Scheibe beargwöhnt zu werden. Der Kaffee duftete verführerisch. Zum Frühstück gab's bereits frisches Obst und Gemüse, darunter köstliche Oliven; doch der Anblick einer ekelerregenden Erdbeernase verdarb ihm jeden Appetit.

»Ich bin *Johannes*«, streckte sich ihm eine von Altersflecken übersäte, knochige Hand entgegen. Fast hätte sie *Jesus´* randvolle Kaffeetasse umgeschleudert. Der Stimme nach hätte er noch am frühen Morgen schwören können, es mit einem weitaus jüngeren Menschen zu tun gehabt zu haben.

»Angenehm«, übte er sich in Heuchelei, auch wenn dies einen bitteren Beigeschmack hinterließ.

So lange sie dazu gezwungen waren, in ein und der selben Hütte zu wohnen, waren sie doch auf ein einigermaßen gedeihliches Miteinander angewiesen. So beschloss er, seinen inneren Schweinehund zu überwinden. Eventuell konnte es nicht schaden, den ein oder anderen Schritt zur Annäherung zu gehen. Immerhin alterte jeder irgendwann, legte diese oder jene Macken an den Tag oder belästigte seinen Nächsten halt durch Geräuschkulissen, die schmerzhafte Assoziationen weckten. Auch er selbst merkte zwischenzeitlich immer öfter, beispielsweise wenn der Rücken mal wieder zwickte, dass er keineswegs in einen Jungbrunnen gefallen war. Also Schwamm drüber!

Just in dem Augenblick, in dem er ein Band der Freundschaft zu knüpfen beabsichtigte, flog die Tür auf. Die Pflegerin brachte eine erlesene Mischung buntester Pillen vorbei, womit sie einen Eklat provozierte. Im Gegensatz zu Johannes, der seine Ration artig mit einer fixen Handbewegung in den Schlund beförderte, protestierte *Jesus* lautstark:

»Kommt überhaupt nicht in Frage. Welcher der Ärzte hat gesagt, dass ich so viele Tabletten nehmen muss?« Mittels derer befürchtete er, außer Gefecht gesetzt zu werden. Unter keinen Umständen ließ er sich weichkochen.

»Mit der Verordnung habe ich nichts zu tun«, wusch die Karbolmaus patzig ihre Hände in

Unschuld. Kritische Fragen waren wahrscheinlich weder alltäglich noch willkommen. »Die Ärzte sind gerade in einer wichtigen Besprechung, in der sie nicht gestört werden dürfen. Wenn Sie darauf bestehen, können Sie das später mit *Dr. Distelmann* persönlich klären.«

»In der Tat bestehe ich darauf«, ließ Jesus keinen Zweifel aufkommen.

Bevor sie sich davon scherte, händigte er ihr ungefragt den lückenlos ausgefüllten Fragebogen mit der Bitte um Weiterleitung aus.

»Wo waren wir stehen geblieben?«, kümmerte er sich wieder um den sich anbahnenden Dialog mit *Johannes*. »Ach ja, Ich heiße *Jesus*«, bot er ihm jetzt seinerseits die Hand an, wobei er in ungeschickter Weise die nur noch halbvolle Kaffeetasse zu Boden beförderte. Erst glaubte er, *Johannes'* Lachanfall wäre darauf zurückzuführen, dass dieser *Jesus* mal wieder für einen Irren hielt, dessen Worte man getrost ins Lächerliche zog. Tatsächlich zeigte sich jedoch bloß das blöde Missgeschick verantwortlich. Keine Sekunde lang zweifelte Johannes *Jesus'* klaren Verstand an. Er wiederum hielt die Geschichten, die *Johannes* ihm auftischte, für haarsträubende Räuberpisto-len:

Der behauptete nämlich, derjenige zu sein, der sich damals in der Wüste von Judäa nur von Heuschrecken und Honig ernährt hatte. Derjenige, von dem sich die Leute aus ganz Jerusalem und ganz Judäa sowie aus der ganzen Jordangegend hatten taufen lassen. Derjenige, der sich zuerst

als nicht würdig betrachtet hatte, auch *Jesus* zu taufen. Und derjenige, der *Jesus'* Bitten nachgegeben hatte. Nunmehr erstaunte es ihn, von *Jesus* nicht erkannt zu werden. Vielleicht lag das an der furchtbar langen Zeit, die seitdem vergangen war.

Jesus aber wusste ziemlich genau, dass es sich bei dem *Johannes*, der vor ihm saß, um einen falschen *Johannes* handelte, denn den echten *Johannes* hatte er selbstverständlich gut gekannt. Tragisch war der damals ums Leben gekommen: *Herodes* hatte ihn entsprechend dem Wunsch von *Herodias'* Tochter *Salome* geköpft. Doch wem nützte es, solch uralte Geschichten aufzuwärmen? Wem vor allem nützte es, wenn er *Johannes* – sofern der überhaupt so hieß – nachwies, dass alles, was dieser erzählte, weder Hand noch Fuß hatte?

Nach der Stärkung nutzten sie die Möglichkeit, eine Stunde lang im Innenhof Frischluft zu tanken. Unterwegs bemerkte Jesus, wie *Johannes* geheimnisvoll mit *Michal* tuschelte. Gerne hätte er gewusst, was die beiden verbargen. Irgendetwas war hier nicht ganz koscher.

10. Jenseits leichter Lösungen



Foto: Privat

In tiefster Dunkelheit schlenderte er über den von den Moslems Haram al sharif genannten Tempelberg, was schier unmöglich sein konnte, da Juden diesen nicht betreten durften. Weit und breit wähnte er sich als den einzigen Menschen, während ringsum alles schlief. Weil er trotz Kälte nur dünne Oberbekleidung trug, schlotterten die Knie. Schnurstracks huschte er an der Al Aqsa Moschee vorbei und links herum auf den Felsendom mit seiner mächtigen Goldkuppel, die erst bei Tageslicht ihren vollen Glanz entfaltete, zu. Das Bauwerk gehörte zu den wichtigsten islamischen Heiligtümern. Von hier aus, behaupteten die Schriftgelehrten, sei laut Überlieferung der Prophet Mohammed *in den Himmel aufge-*

stiegen, bevor er gen Mekka gereist war. Aus unzähligen Mosaiksteinen setzte sich die überwiegend in Blau gehaltene Außenverkleidung zusammen. Jeder, der das prachtvolle Meisterstück je bestaunte, begegnete ihm mit höchstem Respekt.

Jetzt, wo Nebelschwaden es umwaberten, wirkte es sowohl bedrohlich als auch faszinierend zugleich. Ismahel *erstarrte wie gefesselt. Jammerschade, dass er seine Eindrücke nicht mittels Kamera festhalten konnte. Bestimmt hätte sich das Bildmaterial blendend für die Gestaltung der ersten* schelleg schachor-*Cd geeignet. Neidisch hätten die Jungs alle Details seiner heimlichen Erkundung verbotenen Territoriums aus ihm herausgequetscht.*

Wie von Geisterhand öffnete sich plötzlich die Tür ins Innere. Gerade als er sich seiner Schuhe entledigte, legte sich ihm eine eiskalte Hand in den Nacken.

Tausend Tode hätte er sterben können, wäre er nicht schweißgebadet erwacht und hätte er nicht bemerkt, dass er unversehrt in *Peters* Gästebett lag. Was war das für ein wahnwitziger Traum gewesen? Noch nie hatte er eine Moschee von innen besichtigt. Eigentlich bedauerlich. Ganz sicher holte er das eines Tages nach.

Es war erst Mittag. Nicht ausgiebig hatte er geschlafen, dafür aber äußerst intensiv. *Ephraims* Schnarchen, unter dem er zwar nur unregelmäßig litt, das dafür umso unberechenbarer in Erschei-

nung trat, trauerte er nicht wirklich nach. Lange versuchte er erneut zu schlafen, wälzte sich jedoch nur unruhig hin und her, bis er letztlich entnervt aufstand.

Scheinbar hielt er sich ganz alleine in der Wohnung auf; von *Peter* fehlte jede Spur. Nach der morgendlichen Blasenentleerung setzte er den Wunsch, seine Mähne zu entfernen, in die Tat um. Streifen für Streifen fräste *Peters* surrende Schermaschine den Schädel bis auf etwa zwei Millimeter kahl. *Ismahel* mochte keine halben Sachen. Entweder ganz oder gar nicht, lautete wie so oft seine Maxime. Mit einem kalten Duschbad spülte er die Reste der Müdigkeit von den Knochen.

Anschließend sah er sich im Wohnzimmer um. Wie alles andere wirkte es spärlich eingerichtet. Eine zentimeterdicke Staubschicht bedeckte den Fernseher. Vermutlich las Peter in seiner Freizeit lieber Bücher. Die Autoren, deren Werke das fast bis unter die Decke reichende Bücherregal füllten, kannte *Ismahel* größtenteils nicht. Neben einem überquellenden Aschenbecher und wenigen teils nur zur Hälfte geleerten Bierflaschen lagen auf dem Glastisch kreuz und quer verstreut politische Monatsmagazine. Sofort erregte das oberste seine Aufmerksamkeit. Auf dem Titelbild hantierte ein Polizist mit einer Art überdimensional großem Lautsprecher herum.

Beim ersten Überfliegen der Hintergrundgeschichte erfuhr er, wie Staaten im großen Stil

an Innovationen im Bereich der Entwicklung hocheffizienter Waffen feilten. Als gäbe es auf der Welt nicht schon satt und genug abartiges Kriegsspielzeug. Mit unübertroffenem Eifer sorgten die USA, gefolgt von Russland und Deutschland, für die Ausstattung selbst der entlegensten Winkel des Erdballs mit ihren unheilvollen Technologien. Kaum irgendwo existierte ein Konflikt, von dem die genannten Nationen nicht profitierten.

In erster Linie beschäftigte sich der Artikel mit der Perfektion von Waffen, die sich akustischer Signale im Hochfrequenzbereich bedienten, mit Brechreiz auslösenden Gasen, die großflächig mit Hilfe von Wasserwerfern versprüht werden konnten, und mit modernsten Schlaginstrumenten. Insgesamt eigneten sich alle dazu, Menschenansammlungen, beispielsweise bei Demonstrationen, zu zerstreuen. Durch einen ergänzenden Beitrag eines bekannten Juristen, der auf Grund seines hartnäckigen politischen Engagements immer wieder Zielobjekt staatlicher Repression geworden war, erfuhr der Leser von sich häufenden Todesfällen im Zusammenhang mit dem oft fälschlich als harmlos eingestuften Pfefferspray. Seitens der Behörden verharmloste man derartige Vorkommnisse routiniert als »bedauerliche Einzelfälle«. Handlungsbedarf, auf die Verwendung zu verzichten, sahen weder die Polizeiführung noch der Gesetzgeber.

Im zweiten Teil folgte eine Analyse des sich neuerdings wachsender Beliebtheit erfreuenden Einsatzes unbemannter Drohnen als Mittel so

genannter »asymmetrischer Kriegsführung«. Jede Perfidie verlangte danach, sich auf die Spitze treiben zu lassen.

Bevor er weiterblätterte, holte sich *Ismahel* ein Bier aus dem Kühlschrank. *Peter* hatte sicher nichts dagegen, zumal sich von selbst verstand, dass er es ersetzte.

Als er sich zurück in den gemütlichen Sessel lümmelte, stieß er auf Fotos, die Folter, verübt von amerikanischen Soldaten gegenüber zuvor von ihnen als rechtlos abgestempelten vermeintlichen Terroristen, dokumentierten. Abgespielt hatten sich die Szenen im Folterlager Abu Ghuraib, das dadurch traurige Berühmtheit erlangte. Der Bericht kritisierte den schleichenden Übergang von anfänglicher Empörung der Weltöffentlichkeit bei Bekanntwerden der Abscheulichkeiten in einen Zustand von Lethargie, die schließlich in wachsende Akzeptanz mündete. Wen empörte denn heute noch das Lager Guantanamo auf Kuba? Trotz vollmundiger Versprechen des amerikanischen Präsidenten *Barack Obama*, es schließen zu wollen, existierte es weiterhin. Steter Tropfen höhlte jeden Stein. Allmählich akzeptierten Menschen einfach alles, wurde es nur lange genug gebetsmühlenartig als alternativlos zementiert. Da nützte es auch wenig, wenn nach wie vor tagtäglich tausende Touristen in die Jerusalemer Holocaust-Gedenkstätte *Yad Vashem* spazierten, um sich Absolution zu verschaffen.

In einen Essay über europäische Abschottungspolitik vertieft merkte *Ismahel* nicht, wie die Zeit raste. *Peter* tobte, als er die Wohnung betrat. Er konnte es kaum erwarten, seinem Gast, den er lesend im Wohnzimmer vorfand, die Neuigkeiten, die ihn zum Schäumen brachten, zu übermitteln.

»Kompliment«, wich er zuvor erstaunt zurück.
»Die Frisur steht dir gut. Aber hör mal, was es Neues gibt ...«

Bevor er sich zu *Ismahel* setzte, besorgte auch er sich ein kühles Bier und genehmigte sich erst einen großzügigen Schluck. Wutschnaubend erzählte er dann von dem Vorfall, der sich bei Jericho ereignet hatte, davon, dass eine unbescholtene Familie zum vierten Mal innerhalb kürzester Zeit gezwungen worden war, ihre Bleibe zu räumen, um anschließend Zeuge zu werden, wie alles, was lieb und teuer geworden, unter der Gewalt des röhrenden Bulldozers zerstört am Boden lag. Diesmal hatte es sogar einen Toten gegeben: Der fünfundsechzigjährige Familienvater hatte einen Herzinfarkt erlitten. Laut mehrerer übereinstimmender Darstellungen hatte das Militär tatenlos daneben gestanden, ohne Anstalten zur Hilfeleistung zu unternehmen. Als er sich am Boden krümmte, hatten sie ihn angeblich sogar verspottet. Ein Freund hatte *Peter* in seiner Kanzlei aufgesucht und über die Einzelheiten unterrichtet. Natürlich stand außer Frage, dass er sich dem Leid der Hinterbliebenen annahm.

Schockiert starrte *Ismahel* ihn an.

»Wie kann man seine Mitmenschen nur so grausam drangsalieren?«, verlangte er fassungslos nach Erklärungen.

»Wenn ich das bloß wüsste«, vermochte *Peter* wenig Trost zu spenden. »Vielleicht erwartest du besser keine Gerechtigkeit von einem System, das nur Gewalt hervorruft.«

Wie jeden Freitag würde auch diese Woche wieder eine Demonstration gegen den mit modernster Überwachungstechnologie ausgerüsteten und von der Regierung euphemistisch zur Sperranlage verklärten Zaun, der das Westjordanland verunstaltete, stattfinden. Die Aktivisten hofften, diesmal besonders viele Leute mobilisieren zu können.

»Bist du auch mit dabei?«

Wenn der Tod eines Menschen etwas Gutes bewirkte, so war sich *Peter* sicher, dann, dass er dem Anliegen der Friedensbewegten endlich wieder stärker Gehör verlieh, nachdem die Berichterstattung in den letzten Jahren zunehmend einschlief. Die wöchentlichen Aktionen verkamen zur Routine; auch das brutale Vorgehen der Polizei, des Militärs sowie der Militärpolizei, das das Schauspiel regelmäßig begleitete, rang der Lokalpresse kaum noch eine Randnotiz ab.

Ismahel verharrte. Noch nie war er auf einer Demo gewesen. Eine seltsame Mixtur aus Angst, Abenteuerlust und dem Gefühl, in *Peters* Schuld zu stehen, verwirrte sein Urteilsvermögen. War es

nicht besser, endlich was bewegen zu können, statt ewig nur zu jammern, wie schlimm alles sei? Noch wusste er nicht, worauf er sich einließ, als er verbindlich zusagte. *Peter* jedoch strahlte bis über beide Ohren.

»Bevor ich's vergesse«, teilte der noch eine Hiobsbotschaft mit. »Entschuldige, wenn ich dich so überfalle, aber würde es dich stören, wenn ich morgen – nur für eine Nacht – noch einen weiteren Gast bei dir einquartiere?«

11. Quacksalber

»Schwester Hannah hat sich beschwert, dass Sie sich weigern, Ihre Medikamente zu nehmen?!«

Jesus fühlte sich völlig unschuldig, als ihn *Distelmann* bezüglich seines »aufrührerischen Verhaltens« in die Mangel nahm. Als der langsam einsehen musste, dass er mit seiner robusten Art auf Granit biss, versuchte er es auf die weiche Tour:

»Nach Auswertung Ihres Fragebogens mussten wir feststellen, dass Sie an einer leicht ausgeprägten Depression leiden. Hinzukommend gibt es Anhaltspunkte für paranoid-halluzinatorische Elemente, die Ihr Erleben beeinträchtigen. Ihre Selbstverletzungen weisen des Weiteren auf borderlineartiges Verhalten hin, und außerdem – machen wir uns nichts vor – erfüllen Sie auch die Kriterien des Jerusalem-Syndroms, da Sie sich für

Jesus Christus höchstpersönlich halten. Ich weiß, das klingt erst mal überwältigend, ist aber gut in den Griff zu bekommen. Dafür jedoch ist es unabkömmlich, dass Sie Ihre Medikamente regelmäßig nehmen.«

Überwältigend klangen in erster Linie die unqualifizierten Äußerungen des Fachidioten. Und leicht in den Griff bekam man dessen Hirngespinste sicher auch nicht.

Obwohl er nicht im Traum daran dachte zu gehorchen, bekundete *Jesus* reumütig, zukünftig alles zu tun, was sich als »der Gesundheit dienlich« erwies.

Als ihn ein Pfleger zurück aufs Zimmer führte, saß Johannes frivol grinsend im Schneidersitz auf dem Bett und tat so, als ahnte er kein bisschen, wie die Unterredung mit *Distelmann* verlaufen sein mochte. Belustigt sprang er zum Kleiderschrank, von wo er eine unter den Unterhosen versteckte Serviette holte, die er unter *Jesus*' Augen genüsslich ausbreitete. Sie enthielt schätzungsweise drei Dutzend gesammelter Tabletten; Risperidon war darunter ebenfalls identifizierbar.

»Ich verstecke sie immer unter der Zunge«, weihte er den neuen Freund in sein Geheimnis ein. »Wenn die Luft rein ist, spucke ich sie aus und horte sie so lange, bis sich die Möglichkeit ergibt, sie unauffällig in der Toilette zu entsorgen.«

»Und das soll funktionieren?«, bohrte *Jesus* ungläubig nach.

»Hast du etwa heute Morgen etwas gemerkt?«

Kopfschütteln.

»Na, siehst du ?!«

12. Skrupel

In aller Seelenruhe schlenderte *Ephraim* durch Jerusalem. Er hatte alle Zeit der Welt. Nichts drängte ihn nach Hause. Darauf, seiner Mutter, mit der um siebzehn Uhr garantiert niemand mehr ein vernünftiges Wort wechselte, zu begegnen, konnte er gewiss noch verzichten. In der Altstadt hatte er Falafel gegessen. Weit und breit bereitete man keine besseren zu.

Im Musikgeschäft musste er sich allerdings sputen. Schon in einer halben Stunde wollte man schließen.

Eine besonders schöne Gitarre sollte es sein – selbstverständlich in Rabenschwarz. Da ihn der Preis nicht interessierte, entschied er sich für ein besonders teures Produkt, nachdem ihn der Fachhändler darüber aufklärte, dass sich die Marke in Szenekreisen überaus großer Beliebtheit erfreute. *Ismahel* würde Augen machen, wenn er wieder nach Hause kam. Alles würde wieder gut werden, beruhigte sich *Ephraim*. Sein Bruder fehlte ihm. Geteiltes Leid war halbes Leid. Ohne ihn ertrug er alles noch viel schwerer.

Auf dem Rückweg schoss ihm die Aktion vom heutigen Morgen durch den Kopf, doch gelang es, alle Schuldgefühle zu verdrängen. Er hatte nur Befehle vollstreckt; damit war die Sache erledigt. Dass die ewigen Nörgler von der politischen Linken ankündigten, ihr gesamtes Mobilisierungspotenzial auszuschöpfen sowie auch international zum Protest aufzurufen, ging ihm auf die Nerven. Man konnte eine Mücke auch zum Elefanten aufblasen. Die ganze Stadt versetzten die Chaoten in helle Aufregung. Tausende Teilnehmer erwartete man. Vielleicht gab's auch wieder Krawalle.

13. Der gemeinsame Nenner

Dichte süßliche Schwaden waberten durch die Luft. Ein dicker Joint kreiste durch die Runde. Kontrovers diskutierten die Jungs, die sich – wie fast jeden Abend – im Proberaum trafen, über die Teilnahme an der Demo. Kategorisch schloss *David* aus, sich an jedweder politischen Agitation zu beteiligen.

»Ich lass mich doch von den Kommunisten nicht vor den Karren spannen«, empörte er sich lautstark, während sich seine Freunde kreuz und quer durcheinander redend darin überboten, ihm in aller Deutlichkeit zu widersprechen. Niemand akzeptierte einfach, wie leichtfertig er alle Demonstranten in einen Topf rührte.

»Peter hat versichert, dass es sich um ein

breites Bündnis handelt, in dem die verschiedensten Strömungen vertreten sind«, argumentierte *Ismahel* enthusiastisch. Inzwischen gefiel ihm der Gedanke, sich am Freitag in die Masse der Empörten einzureihen. *Avner* spielte schon mit dem Gedanken ihn zu begleiten:

»Vielleicht ergibt sich ja die Gelegenheit, mit *Peter* etwas ausgiebiger zu quatschen nach so langer Zeit.«

Yehuda legte sich noch nicht fest. Einerseits befürwortete er es, der militanten Regierungspolitik deutlich Paroli zu bieten; andererseits befürchtete er, friedlicher Protest könne leicht durch Provokationen seitens der Staatsgewalt in gewalttätige Ausschreitungen, durch die sich die berechtigten Anliegen der Friedensbewegung in der öffentlichen Wahrnehmung diskreditieren ließen, gelenkt werden. Schon lange erwähnte keiner von ihnen mehr die Opfer, die der militärische Einsatz gefordert hatte.

Schließlich kam es, wie es kommen musste: Die Aufmerksamkeit gebührte *Ismahel* und seinem nach wie vor ungeklärten Instrumentenmangel. Ihn selbst wurmte es ja auch, mit dem Proben nicht voranzukommen, und klar war auch, dass sich das Thema nicht ewig vertagen ließ. Dennoch bat er um Verständnis. Immerhin konnte er keine Gitarre aus dem Ärmel schütteln. Hoffentlich kamen die Jungs nicht auf die Idee, ihn als Gitarristen auszutauschen. Nicht ernsthaft zogen sie das in Erwägung, nachdem sie sich schon

Jahre kannten, sogar die Schulzeit miteinander geteilt hatten?

Es liefen melancholische Klänge von *Amorphis*. Die Freunde lauschten gebannt, mit wie viel Pathos *Avners* Stimme die Musik untermalte. Zu gerne hätten sie zu erraten gewusst, was jeweils im anderen vorging.

Auch diese Nacht endete erwartungsgemäß feuchtfröhlich.

14. In der heiligen Stadt



Foto: Privat

Noch nie war er so unsanft geweckt worden. Trotz *Johannes'* lautem Schnarchen, das der auch in dieser Nacht unbekümmert fortgesetzt hatte, legte sich irgendwann der Schlaf auf die müden Glieder.

Die Hände in die Hüften gestemmt baute sich *Distelmann* vor dem Bett auf. Was wollte denn der schon so früh am Morgen? Zur Verstärkung brachte er mehrere beeindruckend muskulöse Pfleger mit, deren Drohkulisse sein Anliegen untermauerte. Mit rot angelaufenem Antlitz brüllte er *Jesus* an, wie es zuvor noch kein Mensch gewagt hatte, wobei er sich wie ein giftiger Gartenzwerg gebärdete:

»RAUS! SIE SCHMAROTZER! VERSCHWINDEN SIE!«

Was bitte bedeutete das?

Was hatte *Jesus* verbrochen?

Sie waren es doch, die ihn hier gegen seinen Willen festhielten.

Sollte er jetzt frei sein? Einfach so?

»Was ähm ...«, versuchte er seine Verwirrung zu verdeutlichen. Sofort schnitt man ihm das Wort ab.

»Unterstehen Sie sich zu lügen«, warnte *Distelmann* eindringlich.

Verstehen musste das wohl niemand, aber schnell begriff *Jesus*, dass schweigen eventuell geschickter war.

»Sie haben genau zehn Minuten Zeit, das Feld zu räumen. Und glauben Sie ja nicht, dass Sie noch ein Frühstück einheimsen, Sie erbärmlicher Simulant.«

Was sollte das heißen? Hatte er je von sich behauptet, er sei in irgendeiner Weise krank?

»Leute wie Sie können wir hier nicht gebrauchen«, führte der Doktor den Überfall fort. »Futtern Sie sich gefälligst woanders durch.«

Nur wenig Zeit blieb *Jesus* für die Verabschiedung von *Johannes*. Gerade erst gewöhnten sie sich aneinander. Etwas Wehmut trübte die Freude über die neu gewonnene Freiheit. Wohlwollend und aufrichtig wünschten sich beide viel Glück auf ihren weiteren Lebenswegen. Das unvorhergesehene Glück, das ihm just zuteil wurde, konnte *Jesus* noch gar nicht fassen.

Bevor er sich aus dem Staub machte, steckte ihm der Praktikant *Michal*, dem er zufällig auf dem Flur begegnete, heimlich einen Zettel zu. Sehr seltsam. Vor Ort traute er sich noch nicht zu lesen, was der ihm mitteilte.

Als er einige Meter gelaufen war, das Gebäude der psychiatrischen Klinik langsam außer Sichtweite geriet, ertrug er die Spannung nicht länger:

18 Uhr, Damaskus-Tor, stand dort in gut leserlicher Handschrift und darunter in Großbuchstaben *WICHTIG,* sonst nichts weiter. Die Sache wurde unheimlich: Gerade erst schmiss

man ihn ohne Begründung aus der Klapsmühle, nachdem man ihn dorthin verschleppt hatte, und nun lotste ihn der Praktikant, der sich schon die ganze Zeit auffallend komisch benommen hatte, zu einem geheimen Treffpunkt. Wer sollte das begreifen?

Wollte der sich vielleicht zu einem Rendezvous verabreden? Hatte der deshalb so merkwürdig mit Johannes getuschelt, um mit diesem darüber zu spekulieren, ob sich Jesus zu Männern hingezogen fühlte? Ehrlich gesagt machte er sich bislang überhaupt noch keine Gedanken, ob er Männer oder Frauen bevorzugte. Komisch, da hielt er sich sein halbes Leben damit auf, allerhand schwierige Situationen zu meistern, während er die Liebe vollkommen vergaß. Plötzlich suchte ihn eine furchtbare Angst vor dem Altern heim. Wie konnte er sein Leben einfach an sich vorbeiziehen lassen?

Sollte er den Termin überhaupt wahrnehmen?

Was, wenn es wirklich wichtig war?

Unzählige Fragen zermarterten ihm den Schädel. Wohin sollte er denn so lange gehen? Bis achtzehn Uhr war noch jede Menge Zeit zu überbrücken.

Mit der Straßenbahn fuhr er zwei Stationen bis zur Jerusalemer Altstadt, wo er auf die Öffnung eines Cafés warten wollte. Ein wenig Geld besaß er noch; außerdem quälte ihn Hunger. Nach dem Durchqueren der Stadtmauer durch das Damaskus-Tor lief er gemütlich im muslimischen

Viertel umher. Die ersten Händler bauten gerade erst ihre Stände auf. Etwas Essbares ergatterte er noch nicht, aber ein köstlicher, frisch gepresster Granatapfelsaft diente als Balsam für die dürstende Kehle.

Mit den unschätzbar vielen Verästelungen des Labyrinths, in das er sich begab, hatte er sich schon früher schwer angefreundet. Inzwischen sah schon auf den ersten Blick alles verändert aus. Bevor er sich verlief, bat er lieber einen Einheimischen darum, ihn durch die Gassen zu führen. Auf der Suche nach einem sympathisch wirkenden Fremdenführer lief er an freundlich grüßenden Soldatinnen vorbei. So leid es ihm auch tat, konnte und wollte er ihre Geste nicht erwidern. Noch nie mochte er das Militär. Damals wie heute waren es die gleichen herzlosen Gestalten, die sich von den skrupellosesten Machthabern auf den Schachbrettern dieser Welt wie Figuren benutzen ließen. Wer sich willenlos für solch finstere Zwecke hergab, durfte sich letztlich nicht wundern, wenn er irgendwann im Zinksarg endete. Demonstrativ drehte *Jesus* ihnen den Rücken zu.

Zwischen Gewürzen und zynischen Bekleidungsstücken, deren Aufdrucke religiöse und militärische Symbole miteinander kombinierten, boten Geschäftsleute massenhaft als heilig deklarierten Schnick Schnack feil:

Noch nie hatte er so viele glitzernde Marienfiguren auf einem Haufen gesehen. Einen Moment

lang überlegte er, ob er lachen oder weinen sollte, bevor er sich entschied, seine Nerven zu schonen sowie den grenzenlosen Wahnsinn, dem die Menschheit verfiel, nicht zu ernst zu nehmen. Deswegen ein Magengeschwür zu riskieren, lohnte auf gar keinen Fall.

Ein freundlicher, schlaksiger Herr mit silbrigem, krausem Haar, der sich *Abraham* nannte, bot ihm auf Nachfrage an, alles, was der für sehenswert hielt, zu zeigen. Er versicherte, sowohl ortskundig als auch über die geschichtlichen Hintergründe bestens im Bilde zu sein. Auf Grund der Erfahrungen der letzten Tage war es für *Jesus* wahrscheinlich vernünftiger, seine Identität zu verheimlichen. Lügen, ohne rot anzulaufen, konnte er einigermaßen; so fiel es ihm nicht schwer, sich als Tourist auf Pilgerreise mit Namen *Hugh* auszugeben. Die Begabung, fließend Hebräisch zu sprechen, verkaufte er als über Jahre akribisch perfektioniertes Talent, das sich nun während seines Urlaubs endlich auszahlte. Leider hatte sich bislang nie die Gelegenheit ergeben, Israel und vor allem Jerusalem zu besuchen. Aber bereits am heutigen ersten Tag überwältigten ihn, wie er behauptete, die mannigfaltigen Attraktionen so sehr, dass er zukünftig auf jeden Fall erneut nach Israel zu reisen plante.

Abraham führte *Jesus* die ersten Stationen des Via Dolorosa, dem so genannten Leidensweg *Christi*, entlang. Angeblich exakt diesen Weg entlang hatte *Jesus* nach seiner Verurteilung

durch *Pontius Pilatus* sein Kreuz bis Golgatha, wo heute die Heilige Grabeskirche stand, geschleppt. Daran konnte er sich nicht erinnern. Es wunderte ihn nicht, wenn sich das eines Tages als lächerliche Marketingstrategie entpuppte. Wissenschaftler arbeiteten bis heute fieberhaft daran, die Ursprünge der vielen heiligen Stätten in und um Jerusalem genau unter die Lupe zu nehmen, wobei sie sich untereinander oft höchst streitsüchtig aufführten.

Vor dem Eingang der Grabeskirche hielt ein Soldat sein Gewehr fest im Anschlag. Wenige Meter von ihm entfernt lehnte ein großes hölzernes Kreuz an der Außenfassade. Die Morgensonne kündigte schon wieder einen hitzigen Tagesverlauf an. Als die beiden ins abgedunkelte Innere des bedeutenden christlichen Heiligtums geschlüpft waren, erkannten sie zirka ein Dutzend Menschen, die sich kniend um eine steinerne Bahre scharten. Andächtig hielten einige Betende Kerzen in den Händen. Andere träufelten Öl auf die Bahre, um sie damit in geradezu meditativ wirkenden kreisenden Bewegungen einzuschmieren. Achselzuckend forderte Jesus seinen Begleiter auf, die befremdliche Prozedur zu erläutern.

»An dieser Stelle hat man *Jesus* nach seinem Tod vom Kreuz genommen und bis zur Beisetzung aufgebahrt«, flüsterte *Abraham*, damit sich die religiöse Gemeinschaft nicht gestört fühlte.

Skeptisch verdrehte *Jesus* die Augen. *Abraham*

deutete nach nebenan, wo sich einige hundert Touristen vor einer mit allerhand Prunk verzierten Grotte tummelten:

»Dort kann man das Grab, aus dem *Jesus* auferstanden ist, besichtigen.«

Dankend lehnte *Jesus* ab. Schnellstmöglich verlangte er, den Ort wieder zu verlassen. Beklemmungen suchten ihn heim. Umso mehr erleichterte es ihn, an die frische Luft zu gelangen. *Abraham* geleitete ihn noch bis zum Areal, auf dem sich sowohl die Westmauer, hin und wieder auch Klagemauer genannt, als auch der Tempelberg mit Al Aqsa Moschee und Felsendom befanden. Auf einmal hielt der freundliche Fremdenführer die Hand auf: Um dreihundert Schekel bat er für seine Dienste. Selbstverständlich beabsichtigte *Jesus*, eine Belohnung locker zu machen; doch waren dreihundert Schekel nicht etwas zu üppig? Der Blick ins Portemonnaie verriet, dass ihm dann lediglich noch fünfzig Schekel blieben. Dafür bekam er bestenfalls eine Mittagsmahlzeit inklusive Getränk. Ob er es mal mit feilschen versuchte? Noch nie war er geizig gewesen. War denn nicht geben seliger als nehmen? Großzügig überreichte er *Abraham*, wonach der verlangte. Die Verabschiedung fiel herzlos aus.

Bevor der Boden vor der Westmauer betreten werden durfte, musste sich jeder Besucher am dafür vorgesehenen Checkpoint einer Kontrolle unterziehen. Man ließ sich abtasten, durchlief

einen Metalldetektor und ließ seine Taschen durchleuchten. Zum Glück fragten die Sicherheitskräfte nicht nach einem Ausweis. Erst nachdem er das Spektakel mehrmals bei Touristen beobachtet hatte, traute er sich, seinerseits den Soldaten gegenüberzutreten.

Sofort erkannte er den majestätischen Felsendom mit seiner magisch schimmernden Goldkuppel, die oft auf Ansichtskarten ihr Antlitz in die Luft reckte. Bei seinem letzten Besuch in Jerusalem existierte die Moschee noch nicht. Wie lange wohl die Erbauung gedauert haben mochte?

Jesus zog es zur Westmauer. Für Besucher stand ein Behältnis, aus dem sie sich eine Kippa greifen konnten, zur Verfügung. Respektvoll tat er es ihnen gleich. Ein Zaun trennte die an der Mauer betenden Juden nach ihren Geschlechtern. Tag für Tag, Jahr um Jahr zog es einige besonders fromme Juden an diesen Ort, um für die Wiedererrichtung des im 17. Jahrhundert vom römischen Befehlshaber *Titus* zerstörten Tempels des *König Herodes* durch *den Messias* zu bitten. Viele nutzten die Gelegenheit, kleine Zettel, auf denen sie eben diesen Wunsch oder einen anderen verewigten, in die Spalten zwischen den gigantischen Quadern zu fummeln. Manche beteten laut und inbrünstig; andere tanzten und sangen fröhliche Lieder. Auch wenn *Jesus* ihren Vorvätern vor langer, langer Zeit die Zerstörung auch der letzten Überreste prophezeit hatte, fesselte ihn nun freudige Anteilnahme.

15. Lagebesprechung

Erstmals wurde es für *Ephraim* richtig spannend. Gemeinsam unter Kameraden lauschte er den Ausführungen des Einsatzleiters, der Übermorgen über die oberste Befehlsgewalt verfügte:

Ihren ursprünglichen Plan, wie jeden Freitag zur Sperranlage zu marschieren, hatten die Organisatoren der Großdemo ad acta gelegt. Aus aktuellem Anlass bestanden sie darauf, ihre Route zu dem Ort zu leiten, an dem der alte Mann vor den Augen seiner Familie verstorben war. Notfalls zeigten sie sich sogar bereit, ihr Recht auf Versammlungsfreiheit per Eilverfahren vor dem Supreme Court durchzuboxen. Aus Jerusalem und Umgebung lag ein Aufruf der üblichen Verdächtigen vor: Kommunistische, anarchistische wie auch Gruppen aus dem linken Arbeitermilieu, kurzum alles, was unter dem Label Friedensbewegung firmierte. Allerdings sollten sich die Soldaten von diesem Etikett nicht blenden lassen. Immer wieder beherbergte man auch gewaltbereite Teilnehmer im Schutz der Menschenmenge. Grund zur Sorge lieferten jedoch vor allem diejenigen, die aus den palästinensischen Gebieten Unterstützung anboten: Aus Bethlehem, Hebron, Ramallah, Jericho etc. planten nicht nur völlig unbescholtene Bürger, auf die Straße zu gehen. Nicht selten gelang auch Sympathisanten der den Gazastreifen durch ihre Terrorherrschaft tyrannisierenden Hamas, die Kontrollmechanismen an den Checkpoints zu unterlaufen, weswegen gerade dort gar nicht penibel genug

ausgesiebt werden konnte. Nur die erfahrensten Kollegen sah man als geeignet für diese anspruchsvolle Aufgabe an. Schade, denn zu gerne hätte sich *Ephraim* dazu berufen gefühlt. Diesmal kam er noch nicht in Frage. Mit einem Großaufgebot hatte er die Demonstranten auf ihrer Abschlusskundgebung zu beaufsichtigen. Alternativ hätte er sich zum Flughafen nach Tel Aviv karren lassen können, wo er ausländische Protestler in Empfang nehmen durfte.

16. Die Verabredung

Für zwanzig Schekel verdrückte er eine köstliche Mahlzeit aus Reis, Bohnen und Hummus. Dazu gab es sogar noch Salat und eine große Tasse Kaffee. Gut gestimmt und mit vollem Magen brach er frühzeitig auf, damit er nicht zu spät zum Damaskus-Tor kam. Hoffentlich fand er den Weg allein durch die Gassen auf Anhieb? Am Morgen waren sie noch ziemlich menschenleer gewesen. Jetzt herrschte emsiges Treiben. Massen von Touristen strömten an den Händlern vorbei, von denen manche immer wieder offensiv versuchten, die Leute an ihre Verkaufsstände zu drängen.

Viel schneller als gedacht erreichte er das Damaskus-Tor. Es war erst zwanzig nach siebzehn Uhr. Von *Michal* fehlte wie erwartet noch jede Spur. Also beschloss *Jesus*, sich noch etwas die Beine zu vertreten und den interessanten Nachmittag gedanklich Revue passieren zu lassen:

Obwohl er streng betrachtet selbst als Jude galt, hatte er es problemlos auf den Tempelberg geschafft. Vor dem Einlass musste wiederum ein Checkpoint mit Abtasten und Metalldetektor überstanden werden; auf eine Kontrolle der Personalien verzichtete das Militär weiterhin. In Anbetracht seiner illegalen Aktivität plagten ihn durchaus leichte Gewissensbisse. Letztlich gewann die Neugier. Davon abgesehen hielt er die Zuordnung der Menschen in religiöse Gruppen, aus der stets Privilegien auf der einen, Ausgrenzung auf der anderen Seite erblühten, für überaus unzeitgemäß. Ob sich jemand als Moslem, Jude oder Christ bezeichnete, interessierte ihn einen feuchten Kehricht, und Gesetze, die ausschließlich dazu dienten, Konflikte zu verschärfen, eigneten sich sowieso nur zum Übertreten.

Sehr gerne hätte er sich einmal den Felsendom von innen angeschaut. Aber gerade als er die Sandalen auszog, wies ihn ein Wächter ab. Auch in die Al Aqsa Moschee ließen sie ihn nicht hinein. Auf Nachfrage teilte ihm ein Angehöriger der Militärpolizei mit, dass er leider außerhalb der Öffnungszeiten für Touristen gekommen war.

In Ruhe hatte er sich auf dem Tempelplateau umgesehen. Dort oben gab es einen herrlichen Ausblick auf Ostjerusalem, wo der Ölberg in die Luft ragte. Befand man sich auf dem Ölberg, so erzählte ihm eine alte Dame ungefragt, konnte man, da es sich um den höchsten Punkt in der Region handelte, ganz Jerusalem überblicken.

In Tagträume versunken zuckte er zusammen, als ihm jemand unvermittelt auf die Schulter tippte. Zur Begrüßung verpasste ihm *Michal* lachend einen schweißnassen Händedruck. Gleich endlich sollte *Jesus* in das Geheimnis des konspirativ anmutenden Treffens eingeweiht werden. Vorher aber führte ihn *Michal* zu seinem Auto.

»Steig ein«, hielt er einladend die Tür auf. »Mach dir keine Sorgen. Du willst doch unbedingt nach Bethlehem?«, beschwichtigte er, als er begriff, wie sehr *Jesus* ihm misstraute.

»Woher weißt du das?« *Jesus* unternahm keine Anstalten, sich ins Auto zu setzen, ohne zu wissen, was für ein Spiel gespielt wurde.

»Pass auf«, schlug *Michal* vor. »Ich fahre dich zu einem Bekannten in der Neustadt, wo du übernachtest. Morgen fährst du nach Bethlehem. Die Einzelheiten erkläre ich dir unterwegs. Es ist bereits alles organisiert.«

Es benötigte eine gehörige Portion Überredungskunst, den weiterhin von Skepsis Geplagten ins Auto zu locken. Schließlich gab er sich einen Ruck. Was sollte schon passieren? Im schlimmsten Fall drohte eine Entführung.Aber welches Interesse lag dem zugrunde? Es existierte doch niemand, der für ihn Lösegeld bezahlte.

Als *Michal* schon ein paar Minuten losgebraust war, spürte *Jesus* deutlich, wie ihm Zentimeter für

Zentimeter die Zornesröte ins Gesicht kroch. Er hatte es satt, sich weiter auf die Folter spannen zu lassen.

»Jetzt ist aber langsam Schluss mit dem Eiertanz. Mach endlich dein Maul auf!«, riss ihm der Geduldsfaden, worauf der junge Mann widerwillig begann, eine mehr als haarsträubende Geschichte aufzutischen:

»Ich arbeite für ein linkes Anti-Folter-Komitee.«

»Schön für dich«, stellte *Jesus* fest. Mittlerweile verzweifelte er daran, seinem Chauffeur jedes Wort einzeln aus der Nase zu ziehen. »Und was bitte hat das mit mir zu tun?«

»Meine Freunde und ich betrachten Psychiatrie im Allgemeinen als Repressionsorgan. Bei genauerer Betrachtung kann man durchaus von Folter sprechen. Richtig bewusst ist mir das auch erst, seitdem ich dort mein Praktikum verrichte. Dank der Hilfe meiner Freunde gelingt es mir hin und wieder, ein Opfer dieser Maschinerie aus den Klauen des Systems zu befreien oder ihm anderweitig zu helfen.« *Michal* hielt einen ausgedehnten Vortrag über Disziplinierungsmaßnahmen, die seiner Ansicht nach typisch für den Kapitalismus waren:

»Ein reibungsloser Ablauf ist wichtige Nahrung für den Kapitalismus. Statt zu hinterfragen, sollen die Leute arbeiten, konsumieren und die Schnauze halten. Wer stört, muss um jeden Preis auf Linie getrimmt werden. Wer straffällig wird,

landet hinter Gittern, wer durchdreht, in der Klapsmühle. Außerdem hetzt man die Leute gegeneinander auf, damit sie zahllose Splittergruppen gründen, damit sie sich nie einig sind und nicht die Herrschaft der Herrschenden in Frage stellen.«

Geduldig hörte *Jesus* zu. Ganz falsch lag der Bursche zwar nicht, jedoch neigte er offensichtlich zur Schwarz-Weiß-Malerei. Auch enthüllte er keine sonderlich neuen Erkenntnisse. Für gewöhnlich hielt sich *Jesus* aus politischen Angelegenheiten heraus, womit er noch immer gut fuhr. Weiterhin vermisste er Aufklärung über die ihm zugedachte Rolle in dem Film, in den er hineingezogen worden war.

»Auch wenn es natürlich wirklich Durchgeknallte gibt«, setzte *Michal* unbeirrt seine Binsenweisheiten fort, »fragt doch nie jemand nach den Ursachen. Oft sind die Insassen sogar viel intelligenter, als viele Leute glauben.«

Im Gegensatz zu den Ärzten und dem Pflegepersonal, schoss es Jesus durch die grauen Zellen.

Nach beinahe endlosem einschläferndem Geschwafel erzählte *Michal* endlich, wie er *Jesus* zur Freiheit verholfen hatte:

»Zu *Distelmann* habe ich einen sehr guten Draht. Ich habe ihm erzählt, ich hätte *Johannes* und dich belauscht. Vollmundig hättest du damit geprahlt, die Klinik nur zu missbrauchen, um der

Obdachlosigkeit eine Weile zu entgehen und gutes Essen abzustauben.«

Jesus verdrehte die Augen. Das Gehörte fiel ihm schwer zu glauben.

»Wie kommt es denn, dass *Distelmann* das einfach so geschluckt hat? Das Militär hat mich doch eigenhändig gegen meinen Willen abgeliefert. Ich meine, der muss doch Fragen gestellt haben«, versuchte er den Praktikanten der Lüge zu überführen.

»Den Ärzten passt es ganz gut in den Kram, Patienten schnell wieder zu entlassen. Immerhin mangelt es nicht an Nachschub. Außerdem stellen die Krankenkassen dann weniger dumme Fragen. Somit müssen die Ärzte nicht dauernd meterlange Gutachten zur Genehmigung langer Aufenthalte verfassen.«

Die Argumentation leuchtete ein. Oder spielte *Michal* nur einen extrem schlauen Strategen?

Weiterhin war Jesus´ Verunsicherung groß, als sie vor einem Mietshaus mit grau-brauner Außenfassade parkten. Ein Garten, der der hässlichen Gegend ein paar bunte Tupfer verlieh, existierte in Form eines zirka einen Meter breiten und zwei Meter langen Blumenbeets, in dem die vertrocknenden Sonnenblumen traurig ihre Köpfe baumeln ließen. Kurz überlegte er, ob er die Gelegenheit zur Flucht nutzte. Hatte *Michal* nicht behauptet, dass man ihn nach Bethlehem zu bringen beabsichtigte? Wie bitte sollte ein derart

heikles Unterfangen überhaupt funktionieren? Sobald er den Checkpoint, an dem Soldaten seinen einbetonierten Geburtsort wie Schießhunde bewachten, zu überqueren versuchte, nahmen sie ihn sicherlich gleich wieder in Gewahrsam. Auch zog er die rein karitative Motivation, in deren Gewand sich die Aktion kleidete, massiv in Zweifel. Die Sache stank erbärmlich zum Himmel. Dennoch – ein klitzekleiner Hoffnungsschimmer veranlasste ihn, *Michal* zu folgen. Wo sonst sollte er denn auf die Schnelle Obdach finden?

Nach mehrfachem Schellen öffnete ein schätzungsweise Mittvierziger, dem eine Zigarette im Mundwinkel hing. In der Hand hielt er eine Flasche aus Deutschland importierten Bieres, wie die Marke verriet. Sich damit zu betrinken, riss schnell horrende Löcher in jede noch so gut gefüllte Haushaltskasse.

»Tretet ein in die gute Stube«, lud er großzügig ein. »Fühlt euch wie daheim. Ich bin übrigens *Peter*«, begrüßte er *Jesus* mit festem Händedruck. Sein exzellentes Hebräisch wies einen nicht zu verbergenden amerikanischen Akzent auf. Vorsichtshalber verschwieg Jesus nach wie vor seine wahre Identität und blieb, damit er sich nicht irgendwann in einem Netz aus Schein-identitäten verstrickte, bei *Hugh*. Gleichwohl realisierte er, dass auch er sich, sollte man ihm glauben, darum zu bemühen hatte, seinen Worten einen leichten amerikanischen Touch zu verleihen. Wenn das mal gut ging! Hoffentlich quetschte ihn *Peter* nicht allzu sehr aus, was Herkunft und

bisherige Vita anbelangte. Gut, dass er bislang mit *Michal* nur das Nötigste besprochen hatte, wobei dessen Geplapper eher an einen Monolog erinnerte. Jegliche plötzliche Veränderung wäre sonst viel zu auffällig gewesen.

An einem Küchentisch saßen vier Jugendliche – ungefähr achtzehn, neunzehn Jahre alt. Sie mussten total besoffen sein. Einer von ihnen hing bereits mit dem Kopf auf der Tischplatte. Scheinbar störte es ihn wenig, seine langen Locken in einer Suppe aus Bier und Zigarettenasche zu baden. In der Luft hing ein Geruch, der *Jesus* durchaus bekannt vorkam:

Das Kraut, das man hier verköstigte, hatte der alte *Stephanus* auch ständig geraucht. Er war ein dermaßen liebenswerter Zeitgenosse gewesen, nicht einer Mücke hätte er ein Leid angetan. Selbst als seine Mörder ihn steinigten, bat er noch um Vergebung für sie. Sicher hing eine solch übermenschliche Gutmütigkeit kausal mit seinem doch sehr ausgeprägten Marihuana-Konsum zusammen.

Von nebenan organisierte *Peter* zusätzliche Sitzgelegenheiten für die Gäste. Ohne zu fragen schenkte er *Jesus* Bier in ein Glas ein, während alle anderen aus der Flasche tranken.

»Ähm«, räusperte der sich. »Auf keinen Fall möchte ich unhöflich sein, aber ich trinke kein Bier. Höchstens mal ein Gläschen Rotwein.«

»Kein Problem.« Einer der Jungs griff nach dem

Glas, das er in einem Zug leerte. Unter infantilem Gelächter seiner Freunde schickte er ein Rülpsen hinterher, das an Inbrunst nichts zu wünschen übrig ließ. Angst, dass man ihm an diesem Ort etwas antat, verspürte *Jesus* nun wahrlich nicht mehr. Doch welcher der Trunkenbolde plante ernsthaft, am nächsten Morgen nüchtern genug zu sein, ihn nach Bethlehem zu kutschieren?

Als könne er Gedanken lesen, erzählte Peter von einem Taxifahrer, den man mit dem Job beauftragte. Die ganze Geschichte stellte sich als etwas kompliziert heraus, denn palästinensisch verwaltetes Gebiet, zu dem Bethlehem nun einmal zählte, durften nur nichtjüdische Israeliten betreten. Vor Passkontrollen musste man sich allerdings nicht fürchten, da der Taxifahrer, ein in Bethlehem ansässiger Moslem, der über ein Visum für israelisches Territorium verfügte, dafür bekannt war, dass er regelmäßig Touristen hin und her fuhr. Im Regelfall grüßten die am Checkpoint wachenden Soldaten nur kurz. Anschließend setzte man problemlos seinen Weg fort.

Hoffentlich ging alles gut. Für alle Fälle riet *Peter* ihm, den auffälligen blonden Igelschnitt unter einer schwarzen Perücke, die dieser sogleich aushändigte, zu verbergen – falls die gleichen Soldaten, die *Jesus* erst vorige Tage einkassiert hatten, erneut dort ihr Unwesen trieben.

Gemeinsam feierten sie bis in den frühen Morgen. *Peter* füllte *Jesus* nach allen Regel der Kunst mit Rotwein ab. Selbstverständlich blieb es

nicht bei höchstens einem Gläschen.

Die drei Stunden, die er eigentlich noch zu schlafen gedachte, verleidete ihm der junge Mann mit Namen *Ismahel*, mit dem er sich ein Zimmer teilte: Gottlob schnarchte der zwar nicht; dafür kam unter dessen Bettdecke ein verdächtiges Rascheln hervor, als ob er sich kräftig zwischen den Beinen bearbeitete. Dazu schnaubte er wie eine Dampflok.

Unschlüssig dachte *Jesus* darüber nach, auf welch hinterhältige Weise der an und für sich recht freundliche Hausherr die Teilnahme an dieser ach so wichtigen Demonstration, die übermorgen stattfand, angemahnt hatte. Erst als *Jesus* schon drei Gläser Wein die Sinne vernebelten, rückte *Peter* mit der rührseligen Geschichte dieser neuerdings vaterlosen Familie aus dem Westjordanland heraus, womit er offenbar erhoffte, seinem Gast problemlos Unterstützung aus dem Kreuz zu leiern. Eine Hand wusch ja bekanntlich die andere.

17. Trautes Heim

Ephraim erwachte durch ein lautes Klirren. Gänzlich undankbar war er für die nächtliche Störung sowie die damit verbundene Beendigung seines unschönen Traumes, in den ihn das schlechte Gewissen verfolgt hatte, keinesfalls. *Sein Bruder freute sich kein bisschen über die nigelnagelneue Gitarre. Er verschmähte sie und*

wollte nichts mehr mit ihm zu tun haben. Schnell wischte er den Gedanken, dieses bewahrheitete sich eines Tages, beiseite.

Schlaftrunken wankte er in die Küche. Was er erblickte, schlug dem Fass den Boden aus: Im geblümten Nachthemd kroch seine Mutter über den Boden, um Likör, der aus einer zerborstenen Flasche sickerte, mit der Zunge zu erhaschen. Wie tief konnte ein Mensch bloß sinken? Am liebsten hätte er das Gewehr geholt, damit er dem armseligen Treiben endlich ein Ende bereitete. Stattdessen knallte er die Tür so fest hinter sich zu, dass der sich lösende Glasbesatz laut scheppernd zu Boden fiel.

Bevor er sich schluchzend zurück in die Kissen kauerte, vernahm er noch die gedämpfte Stimme der Mutter, die seinen Namen rief. In der Stimme lag ein Unterton, der die ganze Situation noch erbärmlicher gestaltete. *Ephraim* kannte diesen schon lange. Es war eine Mixtur, die Selbstmitleid und Rechtfertigung auf unerträgliche Weise miteinander verschmolz.

18. Mauerschau



Foto: Privat

Vor lauter Aufregung pochte heftig sein Herz. Dass er jetzt tatsächlich im Taxi nach Bethlehem saß, konnte er kaum fassen. Schon sehr bald durfte er die Stelle besichtigen, an der er vor vielen Jahren das Licht der Welt erblickte. Die Vorfreude war riesengroß. Dennoch ließ er sie sich von seinen Zweifeln ein wenig verleiden. Ob es wirklich gelang, die Soldaten zu übertölpeln? Mindestens eine halbe Stunde hatte er vor dem Spiegel posierend die Perücke zurechtgerückt. Dank den Klamotten, die er von Peter geschenkt bekam, erinnerte nichts mehr an seine ursprüngliche Identität. Auch eine um die Schulter baumelnde Spiegelreflexkamera, die allerdings nur als Leihgabe fungierte, verwandelte ihn in Windeseile in einen stinknormalen Touristen. Selbst für seine Unterkunft war schon wieder bestens gesorgt: Bei dem Kontaktmann, mit dem

er sich in fünfzehn Minuten am Eingang der Geburtskirche traf, durfte er so lange bleiben, wie er zur ausgiebigen Erkundung der Gegend benötigte.

Bei allem, was man für ihn tat, brachte er es nicht übers Herz, *Peters* Wunsch, ebenfalls bei der morgigen Demo vorbeizuschauen, in den Wind zu schlagen. Fest versprochen hatte er es zwar nicht, lediglich – zumindest legte er es so aus – unverbindlich zugesagt. Immerhin konnte er nicht die Hand dafür ins Feuer legen, dass kein Zwischenfall die Teilnahme bedauerlicherweise verhinderte. Eigentlich freundete er sich schon damit an, durch Abwesenheit zu glänzen. Dann hatte er halt gelogen. Auch Gottes Sohn durfte ausnahmsweise mal lügen, oder nicht? Was fiel diesem Peter überhaupt ein, ihm die Pistole auf die Brust zu setzen?

Wie versprochen gab es am Checkpoint keine Probleme. Als die Soldaten den Fahrer aufforderten, das Fenster einen Spalt breit zu öffnen, rutschte *Jesus* das Herz bis zwischen die Beine. Fragten sie nach den Papieren, war alles aus und vorbei. Glücklicherweise plauderten sie nur wenige Worte miteinander, bevor man ganz unkompliziert weiterfuhr.

»Siehst du die Mauer?«, fragte der bisher wenig redselige Fahrer mit aggressivem Tonfall.

Selbstverständlich sah *Jesu*s sie. Schließlich verfügte er über ein funktionstüchtiges Augenpaar. Ein Grafittikünstler tobte sich gerade mit

bunten Farben an dem hoch in die Luft ragenden Beton aus. In regelmäßigen Abständen existierten auch Wachttürme. Ob dort just in diesem Augenblick Soldaten das Treiben am Boden beobachteten, erkannte man unten nicht.

»Das ist die Mauer des *Kain*«, ließ sich *Jesus* durch den jetzt regelrecht von Hass erfüllten Menschen, der das Fahrzeug lenkte, einheizen.

»*Kains* Kinder, die Juden, haben sie erbaut, um uns zu versklaven. Schon immer haben die Juden danach gestrebt, den Völkern der ganzen Welt die Luft zum Atmen zu rauben. Gegen die amerikanisch-zionistische Besatzungsmacht hilft nur noch ...«

Bevor er seine Tiraden weiter ausschmückte, kam ihm *Jesus*, der weiß Gott Kummer gewohnt war und dem mit Sicherheit nicht wegen Kinkerlitzchen der Kragen platzte, zuvor:

»Auch du wandelst auf den Pfaden des ersten Mörders der Welt.«

Unverständnis bezeugendes Achselzucken folgte auf seinen Vorwurf.

»Du siehst die Mauern deiner Brüder«, hielt er dem sichtlich Gekränkten den ungeliebten Spiegel vors Gesicht. »Doch die Mauer in deinem Kopf, die dich zum Hass verleitet, siehst du nicht.«

Bevor ihm der Kerl entrüstet, jede Schuld weit von sich weisend, das Wort abschnitt, setzte er noch ein Sahnehäubchen oben drauf:

»Zerstöre zunächst **diese** Mauer, bevor du die Mauern deiner Brüder anprangerst.«

»Wofür hältst du dich?«, schallte es ihm entgegen. »Vielleicht für *Jesus Christus*? Für von Gottes Gnaden gesandt, die Welt zu erlösen?«

Es hätte *Jesus* sehr gewundert, wenn ein so verblendeter Vogel unverzüglich sämtliche Ressentiments überwand. Damit, dass dieser ihn auf der Stelle des Taxis verwies und über alle Berge verschwand, rechnete er jedoch nicht. Nun stand er mutterseelenallein in dieser fremden Stadt, in der er in wenigen Minuten eine wichtige Verabredung einzuhalten gedachte. Es blieb also nichts anderes übrig als sich durchzufragen. Für gewöhnlich wartete man ja einige Zeit, wenn sich jemand verspätete, beruhigte er sich.

In gebrochenem Englisch erklärte ihm ein Passant den Weg zur Geburtskirche. Nur zirka fünf Minuten Fußweg hätte er noch vor sich gehabt, wäre er nicht kurzerhand in ein Souvenirgeschäft, in dem man haufenweise religiöse Accessoires – vom Schlüsselanhänger bis zur Untertasse – verkaufte, gezogen worden. Während ihm einer der Händler ungefragt eine Tasse Kaffee in die Hand drückte, hielt ihm ein Kollege penetrant ein Tablett mit unbezahlbarem Popanz aus Silber, den keine Menschenseele dringend benötigte, unter die Nase. Anscheinend hielt man ihn für *Rockefeller* oder so ähnlich. Seine Beteuerungen, er wolle nichts kaufen, ignorierten sie geschickt, indem sie einfach immer neuen Schrott, mit dem

sie um ihn herum tänzelten, heran karrten. Hastig kippte er zwei Schlücke vom Kaffee hinunter; den Rest knallte er von der Aufdringlichkeit angewidert zurück auf den Tresen und rannte aus dem Laden.

Als er an einer Polizeistation vorbei eilte, staunte er nicht schlecht: Zwei große Portraits, die neben einer palästinensischen Nationalflagge befestigt worden waren, präsentierten die Gesichter des ehemaligen PLO-Chefs sowie Präsidenten der palästinensischen Autonomiebehörde *Yasser Arafat* und dessen Nachfolger *Mahmoud Abbas*. Daran, dass manche Menschen ohne Personenkult in ihrem Leben keinen Sinn sahen, versuchte er sich wenigstens zu gewöhnen. Jedoch die Mühe, die man sich machte, die geliebten Idole mit einer überaus albernen Weihnachtsbeleuchtung zu verzieren, als meschugge zu bezeichnen, empfand er als noch durchaus wohlwollend umschrieben. Bevor er die Kamera zückte, um des Menschen Irrsinn, von dem seit Jahrtausenden viel zu wenig Emanzipation gelang, zu dokumentieren, bat er einen freundlichen Polizisten um Erlaubnis. Kein Problem. Er bat *Jesus* sogar, näher in den Eingang zu treten, damit möglichst hochwertige Schnappschüsse gelangen.

Erwartungsgemäß erschien er zehn Minuten später vor der Geburtskirche. Nicht ansatzweise empfand *Hassan*, sein neuer Gastgeber, der ihn zur Begrüßung wie einen alten Bekannten umarmte, das als Problem. Verspätungen gehör-

ten zur Tagesordnung, wie dieser erläuterte. Zeitdruck kannten die Menschen vor Ort nicht. Einige Jahre hatte *Hassan* in Deutschland gelebt, wo ein Verstoß gegen solch »preußische Tugend« wie Pünktlichkeit gleich als unzuverlässig getadelt wurde. Die Leute dort gewöhnten sich derart an ihre geliebte Tyrannei, dass sie sie als solche kaum noch realisierten.

»Die Zeit dort war ein Gräuel«, fügte er lachend hinzu. Dass *Jesus* alleine und zu Fuß erschien, wunderte ihn. Dieser wiegelte ab, indem er behauptete, das letzte Stück gelaufen zu sein, um etwas frische Luft zu schnappen. Die Luft im Taxi sei unerträglich gewesen. Den Disput mit dem Fahrer mochte er nicht erwähnen.

Hassan sprach hervorragendes Englisch. Mindestens Englisch, Französisch, Arabisch und Hebräisch fließend zu beherrschen, galt als Grundvoraussetzung, wenn man in der Tourismusbranche arbeitete. Weil die Armut in den palästinensischen Gebieten groß und das Arbeitsangebot mager ausfiel, versuchten viele ihr Glück als Fremdenführer. An Touristen mangelte es nicht. Ganzjährig strömten vor allem Pilger zu den heiligen Stätten.

»Was möchtest du dir zuerst anschauen?«, erkundigte sich *Hassan* zuvorkommend.

Jesus schaute nach, wie viele Schekel er noch besaß.

»Leider habe ich nur noch wenig Geld«, ent-

schuldigte er sich verlegen. »Ich kann dir nur noch meine restlichen dreißig Schekel überlassen.«

»Behalte sie«, weigerte sich *Hassan* großzügig. »Vielleicht wirst du sie noch brauchen Für dich sind meine Dienste kostenlos.«

»Wie komme ich zu der Ehre?«, sträubte sich *Jesus* dagegen, ihn völlig ohne Entlohnung in Anspruch zu nehmen.

»Lass mal gut sein. Entscheide bitte lieber, wohin wir gehen.«

»Ich möchte gerne den Ort sehen, an dem … ähm«, räusperte sich *Jesus*. »Ähm … an dem *Jesus* geboren wurde.« Deutlich spürte er, wie sein Gesicht errötete. Darüber hinaus kämpfte er dagegen an, in die Ich-Form zu verfallen.

»Nichts leichter als das.« *Hassan* nahm keine Notiz von der Unsicherheit, die seinen neuen Bekannten vollkommen aus dem Konzept brachte. »Hereinspaziert«, wies er ihn an, den Eingang der Geburtskirche zu betreten.

Sogleich gerieten sie in eine äußerst groteske Vorstellung. Was er mit ansehen musste, zerstörte *Jesus* sämtliche Freude über den bevorstehenden großen Moment, auf den er die letzten Jahre sehnsuchtsvoll gewartet hatte: Mehrere Priester, die ihrer Kleidung nach erkennbar zu unterschiedlichen christlichen Spektren gehörten, bildeten ein Knäuel. Für Außenstehende unverständlich schrien sie sich schrill gegenseitig an,

wobei sie ihren Anliegen mit Fausthieben auf Köpfe und in Gesichter Nachdruck verliehen.

»Lass dich davon nicht beeindrucken. Das ist nicht wirklich eine Besonderheit.«

Keine Besonderheit? An diesem ach so heiligen Ort prügelten sich ach so heilige erwachsene Menschen, die jeder für sich in Anspruch nahmen, Stellvertreter Gottes auf Erden spielen zu dürfen, und das sollte keine Besonderheit sein?

»Letzte Woche hättest du hier was erleben können«, kicherte *Hassan* belustigt. »Da gab es eine Massenschlägerei. Armenische haben mit Besenstielen gegen griechisch-orthodoxe Priester gekämpft. Nach einer halben Stunde ging eine Hundertschaft der Polizei mit Knüppeln und Pfefferspray dazwischen.«

Jesus' Begeisterung hielt sich in Grenzen. Schade, dass ihm gerade keine Peitsche zur Verfügung stand. Nicht ungern hätte er die gesamte scheinheilige Brut zum Teufel gejagt.

»Ich dachte, *Jesus* sei in einem Stall zur Welt gekommen?«, fragte er den Ortskundigen irritiert, als er missmutig die vielen Reichtümer, die das Innere der großen Kirche verzierten, begutachtete. Nichts hatte sich geändert im Laufe des Zivilisationsprozesses, dessen sich die Menschen bei jeder Gelegenheit rühmten: Während der Klerus im Gold badete, wühlten die Armen im Dreck.

»Als *Jesus* zur Welt kam, war Bethlehem

wesentlich kleiner als heutzutage«, erklärte *Hassan*. »Bis heute ist ein regelrechter Industriezweig rund um das Gedenken an *den Messias* entstanden. Das ganze Tourismusgewerbe lebt davon, wie du sicher schon festgestellt hast.«

Wahrlich hatte er das.

»In erster Linie hat man aus dem Stall deshalb diese prunkvolle Stätte errichtet, um einen lukrativen Anziehungspunkt für Pilger zu kreieren.«

»Was glaubst du, würde *Jesus* dazu sagen, hätte er heute die Möglichkeit dazu?«, fragte *Jesus* provozierend.

»Nichts von dem, was du hier siehst, würde ihm sonderlich gefallen; da bin ich mir sicher«, gewährte *Hassan* einen fachkundigen Blick hinter die Kulissen. Er führte seinen Gast durch verschiedene Areale, die beinahe wie separate Kirchen in ein und der selben Kirche wirkten. Durch Besitzansprüche der diversen christlichen Glaubensgemeinschaften entwickelte sich reichlich Konfliktpotenzial. Katholiken gerieten sich mit Armeniern in die Wolle, diese wiederum mit Griechisch-Orthodoxen usw.

Auch außerhalb der Kirche sah die Welt alles andere als rosig aus: Die mehrheitlich muslimische Bevölkerung lieferte sich oft handgreifliche Scharmützel mit der christlichen Minderheit.

»Viele schieben die Schuld für ihre eigenen

Unzulänglichkeiten den Israeliten oder gar generell den Juden in die Schuhe«, wies *Hassan* auf eine nicht ungefährliche Entwicklung, die den Anhängern der terroristischen Rattenfänger von Hamas und Co. den Nachwuchs in die Netze spülte, hin. »Auch wenn wir hier wie in einer Festung leben, macht man es sich mit solch einseitigen Schuldzuweisungen viel zu einfach. Und durch Anschläge jedweder Art, die nur Leid und Elend vergrößern, verbessert man die Situation gewiss nicht.«

Jesus gefiel diese Einstellung jenseits binärer Denkmuster. Unterschwellig, so schien ihm, appellierte *Hassan* auch ein wenig an die Verantwortung eines Touristen, nach der Heimkehr gegenüber Freunden, Bekannten etc. ein ausgewogenes Bild zu zeichnen.

Der Besuch der Geburtskirche enttäuschte in jeder Hinsicht. Fest hatte *Jesus* damit gerechnet, einen heruntergekommenen, stilvollen, gemütlichen, alten Schuppen, an dem er sich erfreut hätte, vorzufinden.

»Lass uns zur Mauer gehen«, schlug er vor. »Ich möchte sie mir gerne aus der Nähe anschauen.«

»Einverstanden. Doch danach gehen wir erst mal gemütlich einen Kaffee trinken.«

Vorbei an der Polizeistation, wo *Arafat* und *Abbas* stumm ihre Zurschaustellung ertrugen, und vorbei am Souvenirshop, aus dem *Jesus* kürzlich

getürmt war, trotteten die beiden auf die so genannte Sperranlage zu. Leider hatte der Grafittikünstler schon sein Tagwerk vollendet. Liebend gerne hätte sich *Jesus* durch ihn persönlich über seine Kunst informieren lassen.

»Wie lang ist sie?«, deutete er auf das Ungetüm.

»Wenn du den gesamten Zaun, der das Westjordanland durchtrennt, berechnest, dann umfasst sie etwa siebenhundert Kilometer. Ohnehin soll der Zaun Stück für Stück gegen Beton ausgetauscht werden. Der Gazastreifen im Süden ist noch einmal von ungefähr fünfzig Kilometern teils Mauer, teils Zaun, an dem permanent bewaffnete Einheiten patrouillieren, umschlossen.

»Ich glaub, ich kann ein bisschen nachvollziehen, dass die Menschen, die dahinterleben müssen, wenig begeistert sind«, zeigte sich *Jesus* verständnisvoll. »Wer möchte schon gerne eingesperrt sein?«

»Was wären wir, wenn nicht immer mehr von uns auf israelischem Gebiet Arbeit fänden«, regte *Hassan* zum Nachdenken an. »Sicher, es ist kompliziert, eine Genehmigung zu bekommen. Aber dank der vielen Anschläge, die es zeitweise ja nun mal gegeben hat, muss man auch Verständnis für die Ängste und die damit einhergehenden Vorsichtsmaßnahmen aufbringen.«

»Macht denn die Angst voreinander nicht alles noch viel schlimmer? Wäre es nicht sinnvoller,

statt Mauern endlich Brücken zu bauen?«

»Stell dir das nicht zu leicht vor. Fakt ist, dass die Zahl der verübten Anschläge auf israelisches Gebiet deutlich nachgelassen hat, seitdem die Mauer existiert, wodurch sich die Befürworter einer rigorosen Abschirmungspolitik bestätigt fühlen.«

»Zu Recht, oder?«

»Kann man so sehen.«

Hassan erklärte die Ausgangssperre, die abends zur Geltung kam: Bis zum Morgengrauen durfte niemand auch nur einen einzigen Fuß über die Grenze setzen. Außerdem machte er auf eine weitere Hürde, die eventuell Schwierigkeiten bereitete, aufmerksam:

»Wegen der Demo ist morgen mit besonders verschärften Kontrollen zu rechnen. Auch sonst gestaltet sich die Ausreise auf jeden Fall schwieriger als die Einreise.«

Panik stand *Jesus* ins Gesicht geschrieben.

»Mach dir keine Sorgen. Wäre doch gelacht, wenn wir dich hier nicht heil wieder raus bekämen.«

Zum Lachen war *Jesus* bei dem Gedanken, dauerhaft in Bethlehem festzusitzen, keineswegs zumute.

Nachdem sie sich beim Kaffee ausgiebig unterhalten, einen langen Spaziergang und eine Besichtigung der großen Moschee absolviert

hatten, ließ sich *Jesus* von *Hassans* selbst zubereiteten Falafel verwöhnen. Nicht einmal die berühmten Falafel, die man in der Jerusalemer Altstadt verköstigte, übertrumpften diese köstliche Mahlzeit. Dazu gab es Salate, Brot und diverse Soßen, die *Hassan* ebenfalls eigenhändig zu zaubern wusste.

Gerne hätte er sich noch länger mit seinem Gast unterhalten, doch respektierte *Hassan*, dass *Jesus* bereits gegen neunzehn Uhr todmüde ins Bett fiel. Schließlich stand morgen ein anstrengender Tag vor der Tür.

Jesus genoss es, endlich alleine ein Zimmer zu bewohnen, in dem ihn weder schnarchende Rentner noch onanierende Teenager störten. In Gedanken malte er sich aus, was ihn morgen bei der Großveranstaltung erwarten mochte. Auch *Hassan* hatte keinen Zweifel an dem Wunsch, gemeinsam der Demo beizuwohnen, aufflammen lassen. Doch ehe er sich in Sorge verzehrte, schlummerte *Jesus* friedvoll ein.

19. Ein weiteres Blutbad

Nur etwa zweihundert Menschen versammelten sich bisher am Treffpunkt in Ostjerusalem. Nach der Auftaktkundgebung führte ihre Route von hier zu genau dem Ort nahe Jericho, an dem der Familienvater zu Tode gebracht worden war. Wie *Peter* durch ein Megaphon verkündete, schwand die Hoffnung, doch noch auf eine beachtliche

Masse, die dem Staat effektiv die Zähne zeigte, anzuwachsen, da sowohl Bethlehem als auch Ramallah, Jericho und Hebron kurzerhand konsequent abgeriegelt worden waren. Damit beabsichtigte die Staatsmacht, die Teilnahme palästinensischer Demonstranten zu unterbinden, was für allgemeine Empörung sorgte. *Peter* sprach von einem »breit gefächerten Einschüchterungsversuch«, den man sich nicht bieten ließe.

»Deeskalation sieht anders aus!«, keifte er mit knallrotem Gesicht der Menge entgegen. »Die Schergen des Kapitals setzen auf Konfrontation. Wenn sie Ärger wollen, können sie Ärger bekommen!«

Applaus brandete auf. Polizei und Militär begannen mit der Einkesselung der Protestler. Dabei gingen sie nicht gerade zimperlich vor: Menschen wurden geschubst und teilweise brutal geschlagen. Diese wiederum antworteten, indem sie Flaschen warfen oder hilflos anmutend mit ihren hölzernen Fahnenstangen auf die schwer gepanzerten Rüstungen, die dadurch nicht einmal Kratzer davontrugen, einprügelten. Einige vermummten sich. Auch *Ismahel* und *Avner* zogen sich schwarze Tücher bis unter die Augen. Unwohl fühlten sie sich dennoch. Auch ihnen entging nicht, dass die Situation gerade zu eskalieren anfing.

Peter goss weiter fleißig Öl ins Feuer:

»Dieser Staat weiß genau, dass sein Ende gekommen ist. Deshalb zieht er sämtliche

Register. Er walzt nicht nur Häuser nieder und nimmt den Tod von Menschen billigend in Kauf. Er fährt auch eine ganze Armee auf, mit der er friedlichen Protest in Gewalt erstickt, während er gleichzeitig die Grundrechte missachtet und Tausenden das Recht der Versammlungsfreiheit verwehrt.«

Rückwärts von Zehn beginnend zählte die Menge im Sprechchor einen Countdown ab. Noch bevor die Staatsgewalt ihren Kordon zuzog, erfolgte der Durchbruch. Gehwegplatten wurden ausgegraben. In Gänze klatschten sie gegen die Helme der Hundertschaften. Um nicht später als Mitorganisator Für die Ausschreitungen in Regress genommen zu werden, verkündete *Peter* noch rechtzeitig das vorzeitige Ende der Veranstaltung. Nun hatte er sich zu entfernen. So verlangte es das Versammlungsrecht. Die Leute ließen sich auch ohne ihn schon nicht kleinkriegen, vertraute er seiner langjährigen Demo-Erfahrung.

Getrieben von martialisch Schlagstock schwingenden Einheiten rannten die Demonstranten weiter Richtung Jericho. Die Soldaten, die ursprünglich den Ort der geplanten Abschlusskundgebung sichern sollten, rückten ihnen – bislang noch nicht sichtbar – immer näher entgegen. Inzwischen versprühten Wasserwerfer großflächig Tränengas. Das Katz- und Mausspiel sah aussichtslos aus. Wie bitte sollte sich eine verhältnismäßig kleine Gruppe gegen einen derart hochgerüsteten Staatsapparat erfolgreich zur Wehr setzen? Insgesamt schickte er zirka ein-

tausend Polizisten und Soldaten in den Einsatz.

Gummigeschosse zischten durch die Luft. Getroffen sackten die ersten Personen zu Boden. Aus der Öffnung, in der sich gewöhnlich ein Auge befand, blutete eine junge Dame, die völlig verzweifelt in der Gegend umher irrte, massiv, ohne dass sich irgendwer darum kümmerte. *Ismahel* und *Avner* rannten um ihre Leben.

Es gelang ihnen, sich in einem abgelegenen Waldstück zu verstecken.

»Verdammte Scheiße«, keuchte *Avner* völlig außer Atem. »Worauf haben wir uns nur eingelassen?«

»Konnte doch keiner ahnen, dass das so schnell außer Kontrolle gerät«, versuchte sich *Ismahel*, den Schuldgefühle plagten, weil er seinen Freund mit in das Schlamassel gezogen hatte, zu rechtfertigen.

Die Jungs zitterten vor Angst und vor Kälte, da sie vom Wasserwerfer bis auf die Unterhosen durchnässt waren. Ihre Augen brannten vom Tränengas. Leider besaßen sie nichts zum Ausspülen.

Schüsse hallten. Wenig später hörte man Sirenen heulen. Plötzlich durchkämmten Soldaten den Wald. Den beiden stockte der Atem. Panik schnürte ihnen die Kehlen zu. Kristallklare Tränen rollten über *Ismahels* Wangen. Jetzt war alles aus. Beide schien die gleiche Befürchtung zu plagen: *Man nahm sie fest und behielt sie bis zum*

Prozessbeginn in Gewahrsam. Im Kopfkino sahen sie schon die Handschellen klicken. Vielleicht sparte man sich auch die Mühe und erschoss sie gleich an Ort und Stelle. Später tarnte man das Ganze als Notwehrhandlung etc. Dabei hatten sie doch nichts Böses getan, lediglich an einer genehmigten Demonstration teilgenommen.

Eng aneinander geschmiegt pressten sie sich flach auf den Boden unter einer morschen Holzbank. Zu gerne wären sie im Boden versunken. *Ismahel* fühlte sich wie bereits gestorben. Von den Zehen- und Fingerspitzen beginnend krabbelte eine unangenehme Taubheit besitzergreifend in seinen Körper hinein. Nur der Ruf eines Käuzchen hielt ihn im Hier und Jetzt gefangen. Es klang, als verhöhnte der Gefiederte, der unangreifbar in den Wipfeln thronte, ihre ausweglose Situation.

Ganz in der Nähe knackte Holz unter der Last schwerer Stiefel, die immer näher zu kommen drohten. Dazu ertönte furchteinflößendes Gebell von Hunden. Weder *Ismahel* noch *Avner* wagten, ihre Nasenspitzen auch nur einen einzigen Millimeter aus dem Dreck zu erheben, um sich mit den Augen blinzelnd einen Gesamteindruck zu verschaffen.

»Rückzug!«, brüllte eine dominante Männerstimme. »Rückzug, Rückzug, Rückzug ...«, entfernten sich die Stimmen, die die Aufforderung wiederholten, weiter und weiter. Schließlich verstummten sie gänzlich.

Noch eine Viertelstunde, die sich wie mindestens eine Stunde anfühlte, verharrten die Jungs in ihrem Versteck. Als sie sich langsam aufrappelten, klebten sie erwartungsgemäß von Kopf bis Fuß voller Laub, Sand und Hundescheiße; doch das war jetzt nebensächlich. Sie waren davongekommen; nur das allein zählte. Lange lagen sie sich vor Freude weinend in den Armen, bevor sie den Rückweg antraten.

Später, als sie bei *Peter* Bier tranken, erfuhren sie durch das Radio die Bilanz des Tages:

Hundertvierzig Personen hatten Verletzungen erlitten, teilweise schwere, und unter den Soldaten erlag einer seiner Schussverletzung.

20. Abschied

Wie mit *Peter* vereinbart händigte *Jesus Hassan* die geborgte Kamera aus. Schade, das Foto von *Arafat* und *Abbas* hätte er sehr gerne behalten.

Die neuesten Nachrichten hatten natürlich auch Bethlehem erreicht. Im Gegensatz zu vielen Einwohnern, deren Wut sich angesichts der gestrigen ganztägigen Abriegelung der Stadt bis ins Unermessliche zu steigern schien, freute er sich, nicht mit in das blutige Getümmel geraten zu sein, wenngleich er sich fragte, wie es *Peter* und den Jugendlichen ergangen war.

Gewiss hätte er noch einige Tage bei Hassan verweilen dürfen, doch entschied er sich für die heutige Abreise. Alles, was er sich von Bethlehem

erträumt hatte, lag in Scherben. Systematisch zogen die Menschen sein Andenken in den Schmutz, verwandelten seinen Geburtsort in eine Arena, in der sie religiöse Petitessen ausfochten, und obendrein versuchten sie auch noch, Kapital daraus zu schlagen. Ihm blieb nichts weiter übrig, als das Weite zu suchen.

Seine alten Sandalen trug er nach wie vor. Egal! Der Gedanke, langsam alt zu werden, betrübte ihn immer weniger, wenn er bedachte, was er schon alles erleben musste. Hauptsache, die Natur beglückte ihn nicht mit einer so hässlichen Erdbeernase, wie sie *Johannes'* Gesicht verunstaltete. Bestimmt fristete der bis ans Ende seines Lebens sein Dasein in der Psychoklinik. *Jesus* bevorzugte die Freiheit. Problemlos überquerte er den Checkpoint. In Gedanken schwelgend kehrte er dorthin zurück, von wo er gekommen war. Vielleicht nahm sich dort auch endlich jemand nachhaltig seiner anhaltenden Zahnschmerzen an.

21. Flügge

Wie mochte es eigentlich diesem sonderbaren amerikanischen Gast, der vorgestern bei Peter *übernachtet hatte, in Bethlehem ergangen sein? Wie hieß der noch gleich?* Hugh *oder so ähnlich?*

Gedankenverloren kam *Ismahel* nach Hause, um seine letzten Habseligkeiten abzuholen. Die neue Gitarre, die er entdeckte, rührte er nicht an. Auch jetzt, da sein Bruder tot war, wollte er nichts

von ihm wissen und auch nichts von ihm mitnehmen. Wie die Medien berichteten, zeigte sich so genanntes *friendly fire* für *Ephraims* Tod verantwortlich; das bedeutete, dass ihn ein versehentlich von einem Kameraden abgegebener Schuss tödlich traf. Angeblich hatten die Demonstranten seinen Tod frenetisch bejubelt. Von alldem bekam *Ismahel* nichts mit, als er seine Nase tief in den Dreck bohrte. Auch jetzt juckte es ihn nicht. Viel mehr interessierte ihn sein neues Leben: Gemeinsam mit *Yehuda* und *Avner* zog er in eine Wohngemeinschaft.

»Wo sind denn deine Haare geblieben?«, fragte seine Mutter, die sich am Türrahmen abstützte, neugierig. »Auf die warst du doch immer so stolz.«

Noch nie hatte sie sich für seine Belange interessiert. Dies zu ändern, war jetzt zu spät. Von nun an war sie auf sich alleine gestellt, niemand da, der nachts den Notarzt rief, wenn sie mal wieder dem Delir nahe halluzinierte, niemand da, der sie tröstete, wenn sie mal wieder in Selbstmitleid ertrank.

Ohne ein Wort zum Abschied ließ *Ismahel* sie stehen.

Dank

gebührt denen, ohne die diese Lektüre nicht entstanden wäre:

Michael Angenendt fürs Lektorat, Morris Capelle für optische und technische Finessen, Covergestaltung sowie Internetauftritt, Klaus Gehrke für Gastfreundschaft und die Bereitstellung des technischen Equipments und Sabrina Bender für ihre großartige Freundschaft sowie den genialen Aufenthalt in Israel.

> Mancher kann seine eignen Ketten nicht lösen und doch ist er dem Freunde ein Erlöser.
>
> Friedrich Nietzsche

Nur mit einer uralten Geburtsurkunde, die seine Herkunft bezeugen soll, begibt sich Jesus Christus auf den Weg in seine einstige Geburtsstadt. Allerdings kommt er nicht weit: Das israelische Militär hält ihn für einen Spinner, der am so genannten *Jerusalem-Syndrom* leidet, und nimmt ihn in Gewahrsam, worauf er zur Revitalisierung seines Geistes in einer psychiatrischen Klinik landet.

Wie es ihm dennoch gelingt, das einbetonierte Bethlehem aufzusuchen, und welche Bekanntschaften er dabei macht, erfahren Sie in Festung Bethlehem. Kains Kinder und ihre Mauern, einem sowohl tragischen als auch humorvollen Beitrag zur Überwindung einseitiger Schuldzuweisungen.